

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1938**

4 (23.1.1938)



# TUNNAU

AUS ASCHE  
STEIGT EIN  
NEUES DORF



Von Schönau, der Heimat des deutschen Helden Albert Leo Schlageter, windet sich der Weg hinauf in die hochgelegene enge Talmulde, die das Dorf Tunnau birgt und zugleich von der Außenwelt abschließt. Fast ringsum schwingen die ineinanderfließenden und sich überschneidenden Wellen der Bergketten. 1200 Meter hoch hebt sich an der Nordseite des Dorfes der Staldentopf, mit steilen, vielfach geschwungenen Hängen von fast alpinem Charakter. Links und rechts von diesem Gipfel fließt die Linie der Bergkette weiter, nur auf einer Seite schmalen Durchblick gewährend ins Tal, das von einem dunkel dränenden Bergmassiv abgeschlossen wird, im Hintergrund überragt von der höchsten Erhebung dort, dem Belchen.

In die Falten der Hänge, auf denen bis weit in den Herbst hinein Kühe, Schafe und Ziegen weiden, schmiegen sich die Anwesen des Dorfes. Sie sind hier schon im Stil des Hohenstaufes erbaut und einige der jetzt nicht mehr stehenden konnten auf ein Alter von Jahrhunderten zurückblicken. Weit ausladende Strohdächer beugen sich von den alten Häusern tief und gewinkelt herab über die holzverhüllten Wandungen, wehren den kleinen Kammerfenstern über der oberen Galerie, die das Gebäude rings umschließt, fast das Licht. Alter und Wetter haben den Häusern eine unbestimmbare grau-braune Farbe gegeben. Niedere holzgefäßelte Deden schließen das kleine Biered der Stuben und Kammern ab. Die Stube hat wie immer im Schwarzwaldhaus, ihren großen Kachelofen mit der „Kunst“, dem eingebauten „Gehäckerle“, dem Schrank, und der Wandbank um den Tisch. Die Küchen

Am heutigen Sonntag wird das neu erbaute Dorf Tunnau, das im April 1936 einer Brandkatastrophe zum Opfer fiel, von Gauleiter und Reichsstatthalter Robert Wagner eingeweiht. Wir statteten dem Dorf einen Besuch ab und überzeugten uns von der großartigen Hilfe, die die Ortschaft durch den nationalsozialistischen Staat gefunden hat.

haben keine Kamine, schwelender Rauch vom Herd her, der sich durch Tür und Fenster Auswege sucht und Wände und Decken im Laufe der Zeit schwarz gebeizt hat, verhindert genaue Sicht. Die Stallungen liegen mit der Wohnung unter einem Dach, von den Vorratsräumen durch einen Futtergang getrennt. Eine brüdenartige Einsahrt ermöglicht es mit Wagen von der höher gelegenen Straße in die Tenne zu fahren. Die etwa hundert Köpfe zählende Bevölkerung ringt in zäher Arbeit dem Boden nur das Notwendigste ab. Viehzucht und Wald sind die hauptsächlichsten Erwerbsquellen.

### Im Wandel der Jahrhunderte

Die Ansiedlung ist schon fast ein Jahrtausend alt. Im 12. Jahrhundert gehörte das Tal zum Besitztum des Klosters St. Blasien, späterhin zu verschiedenen Malen den Herrn wechselnd. Erwähnt wird das Dorf zum erstenmal als Tunowe im Jahre 1302. Es wurde im 14. Jahrhundert vorderösterreichlich und blieb es, mit einigen Wechseln bis zum Jahre 1806, da es endgültig zum Großherzogtum Baden kam. Da das bisher von der Vogtei Schönau verwaltete Dorf jetzt einen eigenen Vogt erhielt, wurde es selbständige Gemeinde. Die damals im Wiesental aufblühende Textilindustrie brachte den Einwohnern lohrende Beschäftigung, und auch die Bärenmagerie fand hier einen Sitz. Die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts einsetzende Industrialisierung der Wirtschaft jedoch brachte die Heimindustrie zum Schwinden und veranlaßte ein stetiges Abnehmen der Bevölkerungszahl von Tunnau. Abwanderung nach den Industriezentren des Westentals hat das übrige. Heute zählt das Dorf, das 1830 noch 266 Einwohner aufwies, nur noch etwas über hundert Seelen.

### Dorf in Flammen!

26. April 1936. Es ist Sonntag, und über dem Talwinkel von Tunnau breitet die Sonne Frühjahrsstimmung. In der Stille hier oben, die von nichts aus der Welt draußen gehört wird, knackt und knirscht es gleichzeitig durch Baumast und Ackertrieb, der Schlaf der Natur wird unruhig, geht dem Wachen des Wachstums entgegen. Kurz nach Mittag haben die Leute ihre Däuler verlassen, gehen draußen spazieren, das beginnende Wachstum ihrer Blüten zu beobachten. Da zerreißt gegen halb 2 Uhr Glockenton die tiefe Ruhe des Hochtals, zu einer so ungewöhnlichen Zeit, daß

die Leute stehen bleiben und verwundert zurückschauen nach dem Dorf. Aus dem Dache eines Hofes gegenüber dem Schulhaus — es ist ein Doppelhaus — springen Flammengarben hoch empor, fressen gierig in dem alten ausgetrockneten Gebälk, den Vorräten der Scheune. Kaum sind die Leute herbeigeeilt, steht auch das einige hundert Meter tiefer an der jenseitigen Berglehne gelegene Anwesen in Flammen. Der Wind hat stiebenden Funkensturm hinübergetragen auf das Strohdach, er überträgt den Feuerbrand auch auf andere Häuser, da er sich dauernd dreht. Schulhaus, die alte Wirtschaft „Zur Tanne“, Doppelhäuser und Einzelanwesen stehen bald in Flammen. In kurzer Zeit bleiben von dem alten Dorf nur noch vier Häuser übrig. Zwölf Familien mit 77 Angehörigen sind obdachlos, weil verbrecherische Hand Brand gelegt hat an eigenen Besitz.

### Erste Hilfe

Kurz nach dem furchterlichen Unglück besucht der Gauleiter zusammen mit dem Gauamtsleiter der NSD, Pa. Dinkel die Brandstätte, die ersten Hilfsmaßnahmen einleitend. Vor allen Dingen gilt es, die Obdachlosen und ihren einziigen noch übrig gebliebenen Besitz, das teilweise gereinigte Vieh, unterzubringen. Bei Nachbarn und in Gehöften der umliegenden Dörfer finden sie auch gastfreundliche Aufnahme. Von der NSD werden dazu Betten zur Verfügung gestellt, Kleider und Wäsche verteilt. Ein Teil der Brandgeschädigten wird in sofort erstellten Notbaracken untergebracht. Da die Feldarbeit nicht unterbrochen werden darf, heißt es überdies, Baracken für

Ackergeräte und Futtermittel, die ebenfalls herbeigeschafft werden, zu erstellen. Die tätige Hilfe des Nationalsozialismus überwindet jetzt schon die größte Not. In jeder nur denkbaren Weise hilft die NSD-Volkswohlfahrt den obdachlosen Volksgenossen.

Vor allen Dingen aber muß der Neuaufbau des Dorfes so schnell wie möglich durchgeführt werden. Auch hier wieder hilft die NSD, neben den Spenden und den Versicherungen in beträchtlichem Maße. Für die Planung des neu zu erstellenden Dorfes gibt der Gauleiter, ein Landrat des Kreises mit dem Wiederaufbau beauftragt, die Richtlinien. Der Stil soll der einheimischen Bauweise durchaus angepaßt, Räume und Einrichtungen für Mensch und Vieh aber auch nach den neuesten Erkenntnissen durchgeführt werden. In kürzester Frist sind die Pläne fertiggestellt, der Bau beginnt. An dem ganzen Aufbau nimmt Robert Wagner, der die Arbeiten nie aus den Augen verliert, lebhaften Anteil. Das schmucke Bild, das heute den Besucher des Tales überrascht, die Häuser, die trotz ihrer glänzenden Neuheit sich harmonisch in das Landschaftsbild fügen, der schwarzwälder Bauweise durchaus entsprechend, geradezu folgerichtige Fortsetzung des alten Dorfbauwesens des alten Tunnau darstellend, das alles ist dem Gauleiter zu danken.

### Das neue Dorf

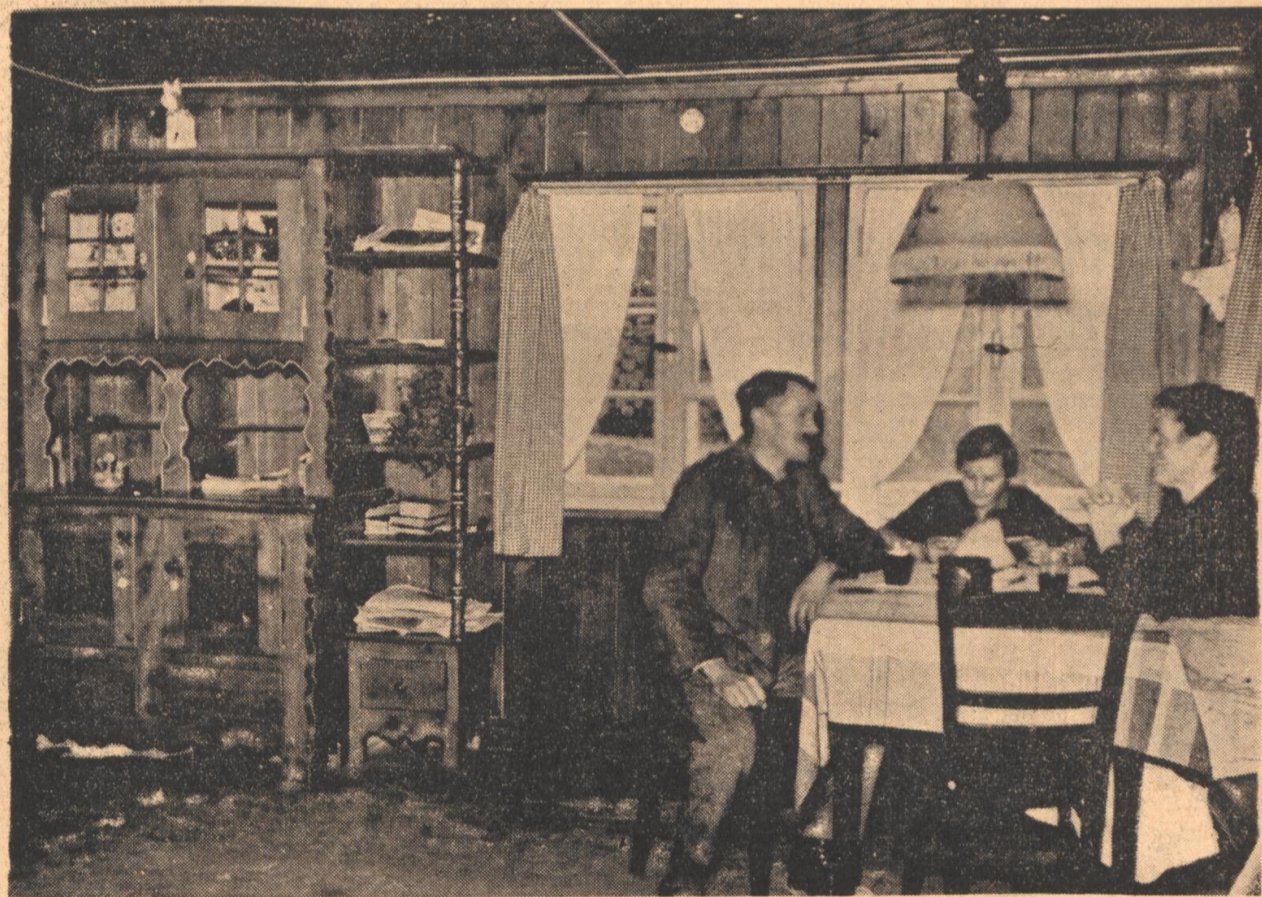
Breit und behäbig schauen sie aus, die neuen Häuser, so recht das Bild heimischer Wohnlichkeit. Strohdächer tragen sie allerdings nicht mehr, deren Altersbrauch ist dem dunklen matten Glanz von Ziegeln gewichen. Auch tauchen sie ihre Ausläufer nicht mehr so weit hinauf über die Häuserwände, die jetzt höher sich rufen, daß aus dem zweiten Stock, den auch heute wieder eine hölzerne Galerie umschließt, ein wirkliches Stadtwerk mit geräumigen Stuben geworden ist. Ein Zuwachs an Räumen, der dem Dorfe eine neue Erwerbsquelle erschließen wird, den Fremdenverkehr. Nahe genug ist da, und die Landschaft ringsum ein herrlich stiller Erbesitz.

Holzgefäßelt sind auch wieder die Häuserwände, wenn auch die Rippen der Balken selbst freier und aufstrebender geworden sind. Die Häuser, von denen nicht alle auf dem alten Fleck wieder erbaut worden sind, wirken in ihrem Anblick schon leichter und großzügiger als die alten. Dieser erste Eindruck wird bei einer näheren Besichtigung der Innenräume und der Einrichtung eines Wohnzimmers durchaus bestätigt. Die Stuben sind heller und freundlicher geworden, die Küchen haben Kamine. Diese und neue Herde sorgen dafür, daß die Bäuerin nicht mehr im heizenden Rauch, der mühsam einstmals seinen Ausgang suchte, ihre Arbeit verrichten muß. Den neuesten Erfordernissen entsprechen auch die Ställe und übrigen Einrichtungen der Höfe. Auch das neuerbaute Wirtschaftsgebäude „Zur Tanne“ zeigt ein überaus freundliches Bild. Großer, heller Raum, Holzgefäßelt mit einem großen Kachelofen wirkt so richtig einladend. Ein Prachtbau ist das neue Schulhaus, das sich ebenfalls dem Stil der Dorfanwesen anpaßt. Das alte Rathaus, das seinen Zwecken nicht mehr entsprach, wurde mit dem Wiederaufbau des Dorfes ebenfalls durch ein neues ersetzt, das sich nun mit dem Schulgebäude zu einem schmucken großen Bau vereinigt.

Als wir das Dorf besuchen, sind die Einwohner gerade dabei, die Ortschaft für den Feiertag der Einweihung und den Besuch des Gauleiters zu schmücken. Tannengirlanden liegen bereit, Fahnenmasten werden herbeigeschafft, der weite Raum vor dem Rathaus wird das Bild frohen Feiertags bieten; denn die Leute, denen durch die großzügige Hilfe der nationalsozialistischen Regierung neue Heimat geworden, freuen sich auf den Tag und wollen ihn würdig begehen. Hugo Büchler



Das neue Rathaus und Schulhaus, eine Zierde des neuerstandenen Dorfes



Blick in einen der freundlichen und anheimelnden Wohnräume, wie sie die neuen Häuser enthalten. Aufnahmen: Geschwindner (6)



# Bücher harter Erfahrung

Vor uns Deutschen steht der Weltkrieg mit seinem katastrophalen Ausgang immer noch wie eine unablässige riesenhafte Erscheinung, ja als solche wachsend noch mit dem ständigen Aufstand und mit der sich vertiefenden Erkenntnis an einen ungeheuren Katastrophenfall, dessen Erfolglosigkeit ein so hege-wohntes Volk wie das deutsche einfach nicht zu erdenken vermag.

Es wundert nicht, daß in den Jahren nach dem Kriege zuerst einmal Bücher erschienen, die das innere Erlebnis des Frontkämpfers schilderten, es an die Oberfläche brachten und somit klärten, ferner solche, die Teilschnittstücke brachten von Kämpfen und Schlachten Einzelne Werte der Gelamtschau hatten es um so schwerer, sich in der breiten Öffentlichkeit durchzusetzen, als ihnen der propagandistische Einfluß der Zeitungsblätter und ihrer Größen entgegenstand, die ja größtes Interesse daran hatten, die zurückliegenden Tatsachen zu vertuschen. Heute, da das nationalsozialistische Volk ausholt, sich zu neuer Größe zu gestalten, sind solche Werke nicht nur brennend gesucht, sondern auch in höherem Maße möglich, da die klärende Distanz von den Geschehnissen ihrem kritischen Werte und ihrer Zuverlässigkeit förderlich sind.

## Dom deutschen Schicksal

So erschien in der Akademischen Verlagsgesellschaft Athenon Potsdam soeben „Das Weltkriegsdenkmal“, Gedanken über die deutsche Kriegsführung 1918, von dem bekannten Oberst a. D. und Dr. phil. Bernhard Schwertfeger, Lehrbeauftragter für Kriegsgeschichte und Wehrwesen an der Universität Göttingen und an der Technischen Hochschule Hannover. Allein die Mitteilung des Inhaltsverzeichnis müßte höchstes Interesse hervorrufen: Das Buch ist in vier Kapitel eingeteilt: 1. Politik und Kriegsführung bis zur Großen Schlacht in Frankreich 1918. — 2. Das Problem des Selbstbestimmungs bis zum Weltkrieg. Die politische Leitung. Die erzieherische Heeresleitung. 3. Die rein militärische oberste Heeresleitung. — 4. Zur Vorgeschichte der Großen Schlacht 1918. 5. Das Zerbrechen der Fronten. Die rein politische Kriegsführung. — 6. Die rein politische Kriegsführung. — 7. Der Kampf mit Wilson bis zum Zusammenbruch. — 8. Gewiß wäre es zu weit gegangen, Schwertfegers Darstellung bis in alle Einzelheiten zu befragen; jede Darstellung geschichtlicher Vorgänge wird immer irgendwie subjektiv und unvollkommen bleiben müssen, weil ja die inneren Zusammenhänge des Lebens und der Geschichte nicht wie Faktoren eines Rechenexempels sich offen darbieten, wozu bei der „nahen Geschichte“ die Schwierigkeit des Erkennens der großen Zusammenhänge und die Gefahr persönlicher Fehlurteile kommt, aber Schwertfeger müßt sich zu ehrlich um nüchternen Sachlichkeit, verfährt aber eine so große Einsicht in die Fälle des Materials und hat eine so große Fähigkeit zur lebensnahen Gestaltung, daß man hier von einer erstmaligen großen Totalität sprechen kann, der man sich nicht nur annehmen kann.

Das Buch ist nicht etwa für Kriegswissenschaftler, sondern für jeden Mann unseres Volkes geschrieben und wichtig. Die Organisationen sollten sich zum gemeinsamen Festhalten annehmen, denn aus ihm ist klar und klar zu erfahren, wozu tragischem Geschick wir unterliegen müßten, sei es durch die Uebermacht einer Welt, die Uebermacht des Front und Politik bis zu jenem verbrecherischen Treiben der marxistischen Waterlandverräter Haase, Ledebour, Liebflecht, Scheidemann und Genossen.

Wahrhaftig, wir Deutschen können aus unserer Vergangenheit genug lernen! Wer es nicht tut, überhöhet sich nicht, stellt sich neben jene, die mitfühlend sind an Deutschlands Elend, und denen spätere Geschlechter fluchen werden.

Schwertfeger endet sein Buch: „Sollte es wieder einmal zum Kampfe um Deutschlands Ehre und Sicherheit kommen — zu einem Kampfe, den das deutsche Volk weder braucht noch wünscht, und zu dessen Abwendung der deutsche Führer und Reichsführer alles getan hat und tun wird, was in seinen Kräften steht — so müßte in einer solchen Auseinandersetzung um die Selbstbestimmung Deutschlands von allem Anfang an neben dem Kampfe der Waffen der Kampfe der Geister stehen, dem es obliegt, das ganze Volk in einer wissenden und wollenen Schicksalsgemeinschaft zusammenzuhalten: einig im Wissen um Schwere und Ernst des Ringens, einig im Willen, für das Vaterland das Höchste zu leisten.“

## Die andere Seite

Neben diesem Werk oblag die Leistung der Biographie über den Derbesiehlhaber der englischen Truppen in Frankreich, Sir Douglas Haig. Sie ist verfaßt von Duff Cooper, dem ehemaligen britischen Kriegsminister und letzten Vord der Admiralität, bekannt als der meiste Verfasser des „Zollensrand“; überlebt ist sie von H. von Volkmann und erschienen im Vorwort-Verlag Otto Schlegel G. m. b. H., Berlin. Hier haben wir die andere Seite, in diesem eine Ergänzung unserer Darstellungen. Wir erfahren über den Nervenaufwand des Generals und seinen großen Vernichtungswillen, seine oft groteske Uneinigkeit hinsichtlich einer gemeinsamen Oberleitung der Heere, den daraus resultierenden Schwächen, die uns freilich im entscheidenden Augenblick zu wenig oder gar nicht heranzogen, von uns nicht genügend ausgenutzt werden konnten. Man denke nur daran, daß 1917 mehrere französische Armeekorps dem Gebot zum Verweigen! Wir lernen aber auch in der Person Haigs einen Mann und Soldaten kennen, dem wir alle Achtung zollen. Erstens, daß das Buch durchweg der deutschen Größe gerecht wird.

Im Kapitel 22 „Die große Offensive“ (1918) heißt es: „Neue Methoden wurden vom General angewandt. Der deutsche Genius erfindet ein Mittel, das Werk aus den schwindenden Hilfsstellungen herauszuholen und es in dieser letzten gigantischen Anstrengung zur Geltung zu bringen.“ Und weiter Seite 319: „Es gibt kein tapfereres Volk als das deutsche.“ Wir erfahren allerdings auch

altpanischen Sitten- und Brauchstums gelehrt sein. Schloß-Glaube, Kavaliersbrüder und die Stiggele der Samarat sind mühselige Schwerpunkte des japanischen Lebens, die das Volk durch die Jahrhunderte in einem Geiste zusammenhalten und eine Stetigkeit im Wachsen östlicher Substanz gewährleisten. Die Teazeremonie und die Kunst des Blumen-Arrangements vollenden dieses Bild in seiner Strenge und eigentümlichen Fremdheit. Der japanische Sündenfall läßt sich aus diesen Bezirken emporen, in einer Panatik und Unbereitschaft, die reinste Art ist. Daneben hat aber Japan eine zurechtzufindende Zivilisations-Europa und Amerika weitgehend geöffnet. Das Einwirken westlicher Formen seit dem letzten Jahrhundert ist so nachhaltig und ihre Anwendung in Japan so methodisch, daß der Betrachter nur noch immer als japanische Art und Lebensweise unter der beherrschenden Ueberlagerung heraussehen kann.

Diese Tatsachen machen die Entwicklung der japanischen Welt vor den Augen Fremder innerlich widerprüchlich. Vielleicht gerade hier liegt aber der Schlüssel zum Verständnis des machtvollen Aufstieges und der wirtschaftlichen Ausbreitung Japans. Woher liegt heimlich unverbunden neben Ueberbrachten. Doch diese Frucht, die sich als Fruchtbar erwies, hat, wird jetzt benutzt zur Gestaltung des neuen imperialen Reiches in Anlauf gebracht.

Von großem Interesse ist an dem Werke von A. K. K. die gründliche Aufzeichnung des japanischen Kulturlebens in seiner Mannigfaltigkeit und seinen verlässlichen Einzelnheiten. Hier schließt sich in der Tat schwer zu entwirrenden Auffassungen von Welt und Leben und seiner fälschlichen Ausdeutung an. Das fast aufgebauete, lebendige und anhaltend geschriebene Buch ist mit einem wertvollen Bildmaterial versehen und besitzt im Anfang einen japanischen Geschichtskalender.

Kurt Kniebel.

## Ein Spiegel Japans

Das Erscheinen eines umfangreichen Werkes von A. K. K. „Yamato. Der Sündenfall des japanischen Volkes“ (im Societäts-Verlag, Frankfurt a. M.) ist willkommen im Hinblick auf das deutsch-japanische Abkommen und in einem weltpolitischen Augenblick, der das japanische Volk für Europa in die Mitte der Betrachtung gerückt hat. Es handelt sich um den vorliegenden Buch nicht um einen Reisebericht, der bei aller Gründlichkeit des Studiums und Tiefe der Vertiefung in Land und Menschen doch nur bedingt das Wesen dieses in seiner Eigenart so besonderen Volkes erschließen könnte. Der Verfasser, die selbst in Japan aufgewachsen ist und viele Jahre dort gelebt hat, ist es möglich, uns an die inneren Gesetze der gelben Rasse heranzuführen, und sie kann dabei auf Grund ihres Zusammenlebens mit japanischen Menschen aus dem Bollen schöpfen.

Was wissen wir heute von Japan? Seit dem Abbruch des deutsch-japanischen Vertrags ist publizistisch viel getan worden, um uns einen Einblick in die komplizierte Gestalt der japanischen Seele zu geben. Allein, wir suchen aber das auf einfache Linien gebrachte Verständnis hinaus einzubringen in ein Volk, das uns zum politischen Freunde geworden ist.

Die Art und Weise des Kulturlebens ist noch immer der feinste Niederschlag des Charakters von Volkstum und Rasse gewesen. So ist die Aufsicht über Abgass, fast ausschließlich ein Bild der japanischen Kultur in ihren Erhellungen auf die verschiedensten Gebiete des Lebens zu vermitteln, wohl der erfolgreichste Weg zum Heranbringen. Wenn wir der Verfasserin folgen, so sehen wir in den einzelnen Kapiteln einen Raum von beträchtlichen Mäßen abgeteilt, in dem die japanische Seele schwingt. Es wird für den europäischen Menschen immer ein geheimnisvoller Schleier, um die bedrohende Kraft

und das Glück

Eine kleine Kritik ist Kathrinchen Merini, besonders bekannt durch ihre Kunststücke an der Matrosenbörse. Bekannt ist wieder zu viel gelacht, denn bekannt soll sie ja erst werden durch das große Glück. Und auf dieses Glück wartet die Kleine, zumal es schon einmal in Gestalt des Herrn Kolumbis für einen Augenblick zu ihm gekommen ist. Ein lieber, kleiner tüchtiger Kerl ist Kathrinchen, das nun nicht etwa die Hände in den Schoß legt, sondern genau weiß, daß auch das Glück erobert sein will, daß es nur zu dem kommt, der fähig und fähigst dazu arbeitet. Aber alle wissen, daß Kathrinchen ein lieber Kerl und auch etwas unglücklich ist bei dem langen Warten auf das Glück, und deswegen

## Zu Kathrinchen kommt das Glück

Das Buch ist nicht etwa für Kriegswissenschaftler, sondern für jeden Mann unseres Volkes geschrieben und wichtig. Die Organisationen sollten sich zum gemeinsamen Festhalten annehmen, denn aus ihm ist klar und klar zu erfahren, wozu tragischem Geschick wir unterliegen müßten, sei es durch die Uebermacht einer Welt, die Uebermacht des Front und Politik bis zu jenem verbrecherischen Treiben der marxistischen Waterlandverräter Haase, Ledebour, Liebflecht, Scheidemann und Genossen.

Wahrhaftig, wir Deutschen können aus unserer Vergangenheit genug lernen! Wer es nicht tut, überhöhet sich nicht, stellt sich neben jene, die mitfühlend sind an Deutschlands Elend, und denen spätere Geschlechter fluchen werden.

Schwertfeger endet sein Buch: „Sollte es wieder einmal zum Kampfe um Deutschlands Ehre und Sicherheit kommen — zu einem Kampfe, den das deutsche Volk weder braucht noch wünscht, und zu dessen Abwendung der deutsche Führer und Reichsführer alles getan hat und tun wird, was in seinen Kräften steht — so müßte in einer solchen Auseinandersetzung um die Selbstbestimmung Deutschlands von allem Anfang an neben dem Kampfe der Waffen der Kampfe der Geister stehen, dem es obliegt, das ganze Volk in einer wissenden und wollenen Schicksalsgemeinschaft zusammenzuhalten: einig im Wissen um Schwere und Ernst des Ringens, einig im Willen, für das Vaterland das Höchste zu leisten.“

# Beethovens Beziehungen zur Dichtung

Fernst Schering, der bekannte Musikhistoriker, hat in seinem „Beethoven und die Dichtung“-Werk (Kunze, und Dünnschmidt-Verlag Berlin; Neue Deutsche Forschungen, herausgegeben von Hans R. Günther und Erich Rothacker, Abteilung Musikwissenschaft, Band 77) das Beethoven-Problem in ein völlig neues Licht gerückt. Will doch Schering nichts Geringeres behaupten und auch nachweisen, als daß dieser vielleicht Größte und Gewaltigste im Reiche der Töne seine Werke in enger Anlehnung an ein sogenanntes literarisches Programm geschrieben habe. Insbesondere Domes, Schaftepeare, Schiller und Goethe sollen dabei Vorbild und Anregung gewesen sein, und zwar in der Weise, daß man z. B. in einigen Schöpfungen Beethovens hinsichtlich der Vertonung des Stimmungsgehaltes einzelner Szenen oder die wortgetreue Anlehnung an den Gang des Geschehens in Gedichten obgenannter Persönlichkeiten feststellen kann. So will z. B. Schering feststellen, daß die bekannte „Waldstein“-Sonate nach dem 28. Gesänge der „Daphne“ von Homer gearbeitet sei, während z. B. die 7. Symphonie des Meisters eine Darstellung von Szenen aus Goethes „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ bilde. Das Klavier-Trio, Werk 97, müsse offensichtlich nach

Strophen aus Wielands „Deron“ angelegt sein und die einsigartige Klavier-Sonate in As-dur, Werk 110, verdanke ihre Entstehung dem Eindringen einiger Szenen aus Schillers „Maria Stuart“. Ebenfalls eine Schiller-Klavier-Sonate sei die bekannte „Pathétique“ in c-moll, die des Dichters „Hero und Leandro“ zum Vorbild habe. Allerdings läßt in diesem Falle eine gewisse Bedenklichkeit der Behauptung nicht weglegen, da das Gedicht Schillers in der Tat um ein Geringes nach dem Erscheinen der erwähnten Sonate entstanden sein dürfte. Wenn auch das Schering'sche Werk in der Fachpresse eine ziemlich sehr beifällige Potentia hervorgerufen hat, so muß es dennoch eine Anzahl neuer Gesichtspunkte auf die verbinden, daß man sich mit ihnen einmal auseinandersetzt und bildet — möge man nun den Schering'schen Gedankenentwürfen folgen oder dieselben ablehnen — einen Beitrag zur Beethoven-Forschung, der fürwahr auf einige Zeit die Gemüter in erhöhte Temperatur zu versetzen vermochte. Der Verfasser selbst hat das Buch dem jungen Deutschland gewidmet und gibt der Hoffnung Ausdruck, daß dasselbe das Licht in unrichtig erkennbare neue Bild Beethovens weiter ausbreiten, ergänzen und bewahren möge.

Richard Sievogt.

fürchtbar anfallende Dinge wie z. B., daß durch die unbedachten Aussagen von in Gefangenschaft geratenen Deutschen der Feind auf unsere Unternehmen vorbereitet war, sich entsprechend einrichten und uns schwere Verluste beibringen konnte; oder was die Politik anbelangt, daß unseres Gegners Widerstandswillen durch Reden auf unserer Seite entscheidend getrübt wurde. Haig verweist in sein Tagebuch am 20. Juni 1918: „Am 9 Uhr vormittags fuhr ich mit General Lawrence und Fletcher nach Mouchy-le-Château (in Foch's Hauptquartier). Foch schien vorwiegend seine Aufgabe zu sein, was nicht zum wenigsten auf eine in Berlin gehaltene Rede Kühlmanns (Staatssekretär des Meisters) der dann auf Drängen der Obersten Heeresleitung entlassen wurde) zurückzuführen war aus der hervorging, daß die Deutschen nicht länger hofften, den Krieg ausschließlich mit militärischen Mitteln zu Ende zu führen.“

Interessant ist, daß Haig für gemäßigtere Friedensbedingungen eintrat. Seine Biographie endet treffend genau: „Wißt es, wie unsere Vorfahren glaubten, ein Walfisch, wo die Felsen der Vergangenheit beheimateten.“

Haig war eine nordische Erscheinung ersten Ranges. Man mocht sich seine Gedanken. Zum Schluß seien noch zwei Bücher erwähnt: „Auf verlorenem Posten — Taten und Schicksale beherter Soldaten“, Verlag W. Siedert, Berlin, und im gleichen Verlag „Die Mannschaft — Frontsoldaten erzählen vom Weltkrieg“, Band 2. Es sind diese Berichte von kriegserfahrenen Frontsoldaten, geeignet, kommende Geschlechter zu harter Entschlossenheit und Ausdauer zu erziehen.

Friedrich Roth.

# Rudolf Kochs Deutschlandkarte

Eine neue, verbesserte Ausgabe von Rudolf Kochs Deutschlandkarte kommt soeben heraus, die noch einmal die Aufmerksamkeit auf dieses gewöhnliche und einfache Werk richtet, das nach seinem ersten Erscheinen vor drei Jahren alsbald nicht mehr zu finden war. Es ist nicht irgendeine Karte, sondern die des geliebten Vaterlandes. Ihr früherer Maßstab ist 1:880 000, ihr innerer Maßstab ist das Gefühl der größeren Heimat, das Herz, das in uns für das Deutschland schlägt, das immer wieder erwandert und erworben werden will. Darum dürfen die großen und kleinen Städte hier gleichberechtigt nebeneinander stehen, denn nicht ihre Einwohnerzahl entscheidet ja über ihre Einmaligkeit, sondern nur, sondern was sie dem Bewußtsein unseres Volkes gegeben haben und geben. Da erscheint Bielefeld nicht geringere als Gießen, und Jena nicht weniger wichtig als Dortmund, und Mühlhausen in Thüringen darf ebenso groß erscheinen wie Chemnitz. Auch die kleinen Städte, die auf einer anderen Karte höchstens als winziger Kreis erschienen, stehen hier mit Türmen und Mauern wie Dinstelsbühl oder Wasserburg. Das Rathaus von Bielefeld ist im Denkmalsfeld nicht, die Treppe von Schwabmühlhain ist nicht vergessen, und für Weinheim ist nur das Rheintal gezeichnet. Die Stadt Müllen im Herzogtum Lauenburg wird durch Güldenpiegel vertreten, der den Uhu auf der Hand hält, bei Witten auf der Kurischen Nehrung steht an Stelle der Vogelwarte ein Storch, in der Norddeutsche Ostpreußen steht ein Elch in das Memelland hinein. Im Ostfälischen schläft Kaiser Barbarossa, und auch die Mägen sind da. Für das baltische Städtchen Vahslager der hinführende Bote daher. Die Karte gibt also ein Sinnbild, aber nicht beschränkt sich nicht etwa darauf, die Städte und Dörfer darzustellen. Wohl bildet sie Dörfer, Schlösser und Naturhäuser ab, die des Sehens wert sind, aber in einem verlässlicherem Sinne, als Wahrzeichen des deutschen Geistes und der Geschichte, die ein unentbehrbares Stück Deutschland bedeuten. Es ist die Landschaft, die das innere Auge sieht, auf die einfadeste und schönste Form gebracht, so daß ein uns andere greift und die Einheit über der Mannigfaltigkeit nicht verloren geht. Was Menschen gemacht haben und was die Natur mit ihrem Reichtum der Wälder, Flüsse und Seen bewundernswürdig über alle Gauen aufstellt, ist

hier aufeinander bezogen und ausgewogen. In der Wälder, an der Mosele und am Main grüht uns die Rebe, in Ostpreußen drehen sich die Windmühlenscheiben, und in der Niederlande fliegen die Ziegen. Die Stadt Köln wird nur durch ihren Dom illustriert, München nur durch die Frauenkirche, Vöckel nur durch das Volkstheater, Stuttgart nur durch das alte Schloss. Die Beschränkung liegt nicht umgeben, aber der Ausdruck gewinnt dadurch, und die Lokung, das Wesentliche wieder einmal oder auch endlich zum ersten Male zu sehen, wird größer. Es sieht so aus, als grühten die Dörfer und Mägen von Mainz, Worms, Speyer, Straßburg und Freiburg einander, ein Dampf deutet den Hamburger Hafen an, und man erkennt auch die Krone des Reichthaus verfertigt aus Braunschweig, der Dom Magdeburg, ein Holzverden zeigt die Zielsetzungstunde von Wilhelmshöhe. So sehr uns diese Karte das ganze deutsche Vaterland mit den Augen der Liebe sehen, denn unsere Liebe gehört ja nicht allein einem engeren Land oder einer Provinz, Hildesheim'sche Berge aus dem Gange des Deutschen umfassen die Karte als weiche Wahnung zu freier Eingabe. Rudolf Koch und Fritz Knebel haben hier ihr Bestes getan. Die Karte erschien im Insel-Verlag und kostet RM. 18.—, aufgezogen RM. 30.—.

R. K. G. C. L. a. H.

## Ein Segelboot und ein Eindecker

Jeder Junge hat schon einmal die Sehnsucht gehabt, zu fliegen. Und wenn er am Wasser steht, dann ist er bereit von dem Bumsch, ein Boot darauf fahren zu lassen. Am schönsten sind aber diese Sachen, wenn er sie selbst gemacht hat. Im Dto Maier-Verlag, Ravensburg, sind zwei Bältebücher herausgegeben, durch die das Wunsch manches Jungen erfüllt werden wird. „Wir bauen ein Modell-Segelboot“ heißt das eine und „Kleiner Fiedeldeck“ das andere. Beide sind von Fachleuten herausgegeben und können praktische Vorkenntnisse vermitteln. Die Modelle sind aus Holz gezeichnet, so daß jeder gleich frisch an die Arbeit gehen kann.

G. Röhndanz.

# Unterhaltung darf nicht fehlen

Johannes Klein verfaßte ein Werk von großer Macht und Eindringlichkeit in seinem Buch „Nun und die Revolution“, das in Leipzig erschienen ist. Das Leben Napoleons, des Korolen, bringt uns aus dieser machtvollen Gedankenphonie eines Dichters, dem die Gabe eigen ist, Verkünder eigenen Gedankengutes zu sein, entgegen. Der Mensch Napoleon erzählt durch den Autor eine neue Deutung. Er ist nicht mehr der von dem Historiker gezeichnete alles bezwingende und niederwerdende Feind. In Anlehnung an die Apokalypse läßt Klein in seinem dramatisch bewegten, mit einem Zug zum Historischen angelegten Buch Napoleon als den Weltretter, als den Wiederhersteller großen Menschentums erscheinen, der seine Zeit in die ihm richtig erscheinende Form zu bringen versucht, auch wenn sich die Ergebnisse seines Handelns gegen ihn richten und ihn schließlich in Verbannung und Abt treiben. In Einzelheiten malt Klein ein packendes Bild jener Zeiten, der Lärm der Revolutionen brüllt und die Kriege Napoleons tragen Verunstaltung durch Europa.

Als sich gezeigt hatte, daß die Dardanellen unüberwindbar waren, sollte der Versuch im Franz die Entscheidung bringen. Mit allen Mitteln und unter Einsatz der fähigsten Agenten bereitete der Gegner alles vor, hatte aber nicht mit unserer alten von der Goltz gerechnet, der ihnen einen tiefen Strich durch die Rechnung machte, nicht nur auf dem Gebiet der Spionage, sondern auch im Feld. Alle Angriffe der zahlenmäßig stark überlegenen Feinde wendete er ab, ja ihrer Hand voll wurde er eine große englische Armee zur Uebergabe. Die im Franz eingeleiteten denken Formationen haben Uebermenschliches geleistet, und es ist nicht mehr als recht und billig, daß auch ihrer gedacht wird. Sie haben eine Aufgabe gelöst, die ganz wesentlich das Kriegsgeschehen beeinflusst hat. Das Buch ist spannend geschrieben und verdient weite Verbreitung.

Martin Kahlke brachte beim Paul-List-Verlag in Leipzig sein neues Werk „Der Volkenselb“ heraus. Die Dichtung verlangt ihrer ganzen Anlage und ihrem Inhalt nach eine sorgfältige Lektüre. Erst dann erschließt sich die hohe Kunst mit der der Autor den Stoff meistert, ihm Form gibt, Gebänderte Kraft strahlt die Handlung aus, in deren Verlauf aus dem Jungen Verhofft Raue durch den Einfluß eines gereizten Mannes und den der Natur, durch eigene Ueberlegungen und Erkenntnisse ein Mann wird, der sich im Leben durchsetzt. Es ist nicht so sehr das Gedicht, das nachhaltig wirkt, als die ganze Art der Dichtung, von der eine nachhaltige Wirkung ausgeht.

Maria Glett schrieb einen Roman unter dem Titel „Nun und die Revolution“, der in G. Schönlages Verlagsbuchhandlung in Berlin erschienen ist. Es ist ein Buch, das tief hineinreißt in das menschliche Leben, schwere Kämpfe über die Selbsterkenntnis führt, bis schließlich der Weg frei wird zu den Höhen des Lebens. Das Buch will sagen, daß es nicht möglich ist, seinem Schicksal auszuweichen, daß man es auf sich nehmen und tragen muß, daß man sich durchringen muß bis zum guten Ende.

Friedrich Schmad ist mit seinem Roman „Die wunderbare Straße“ ein neuer großer Wurf gelungen. (Prolog-Verlag Berlin). Wenn man einmal begonnen hat, diesen Roman von Vech und Uebe zu lesen, dann sucht man in einem Zuge die Ereignisse des Meisters Silvester, der mit Liebhabern und Klarinetten auf den deutschen Landstrassen wandert, kennen zu lernen. Wie es zu dieser Wanderung kommt, was Silvester erlebt und wie es auf seinen Gemütszustand wirkt, das schildert der Dichter in bunter Mannigfaltigkeit, und immer hat der Leser das Gefühl ihm entgegenzuströmen der Lebensbejahung und Tatkraft. Mag der Silvester nun in Oberhausen, am Volmer, im Schwabmühlhain, in Freiburg, am Main, in Mühlhausen oder in Berlin weilen, immer mehr er grühten Witternissen die gute Seite abzugewinnen. Er ist ein Lebenskämpfer, der Dichter aber übertrifft sich selbst, verachtet seinen Reichtum an Einfällen in einer farbigen und lebendigen Sprache. Der Leser hat ihm dafür dankbar zu sein.

„Raffers Lehrert Ritt“ von Jon S. Jöhrich, Verlag G. Bertelsmann, Gütersloh. Volksausgabe 2.85 RM. Das Buch schildert das Schicksal einer Expedition, die — ausgerüstet von einer Goldsuche-Gesellschaft, in der weiten Unendlichkeit des australischen Kontinents nach dem märchenhaft ergebnisreichen Goldgrub eines glücklichen Finders suchen und es zur Ausbeutung recht machen soll. Der Verfasser versteht es vorzüglich, in knappen gedrängten Zügen den tragischen Untergang des Zieldelnden und das Scheitern dieser Expedition deutlich zu machen, zu zeigen, wie die mörderische Unendlichkeit der australischen Wüste, die Hitze, die Trockenheit und bössartige Eingeborenen selbst die modernsten Hilfsmittel von Verlagen bringen. Der Wert des Buches, der es über eine reine Abenteuererzählung hinaushebt, liegt jedoch darin, daß der Erzähler die Stimmung grauenvoller Verlassenheit und marktreiferer Ohnmacht des Menschen in der Wüste spürbar macht, und daß er in unaufhörlicher Weise Neues, Interessantes und vor allem Wesentliches vom Leben jener zum großen Teil noch vollkommen unerforschten Eingeborenenräume Australiens erzählt. Kenntnis des Lesers vermittelt. Paul Schröter.

„Kampf in der Wüste“ nennt Clemens C. a. sein neues im Paul-List-Verlag Berlin erschienenen Buch, das den wenigen deutschen Soldaten ein Denkmal setzt, die im Großen Krieg im Irak ihr Leben einsetzten, als die Feinde verlusteten, die Entdeckung des Weltkrieges in der Wüste zu erzwingen. Das Buch gibt einen tiefen Einblick in die Zusammenhänge und stellt besonders die verderbliche Rolle des internationalen Judentums, das dessen Vertreter hier besonders der Banier J. P. Morgan an den Pranger gestellt wird, klar heraus. Die wirklichen Einwirkungen über die Kriegshandlungen sind von Juden getroffen worden, die den Krieg finanzierten und die Feindregierungen in den Händen hatten.

Jeder, der dieses Buch beifast, wird große Freude daran haben, und deswegen kann man ihm nur eine möglichst große Verbreitung wünschen.

G. Röhndanz.





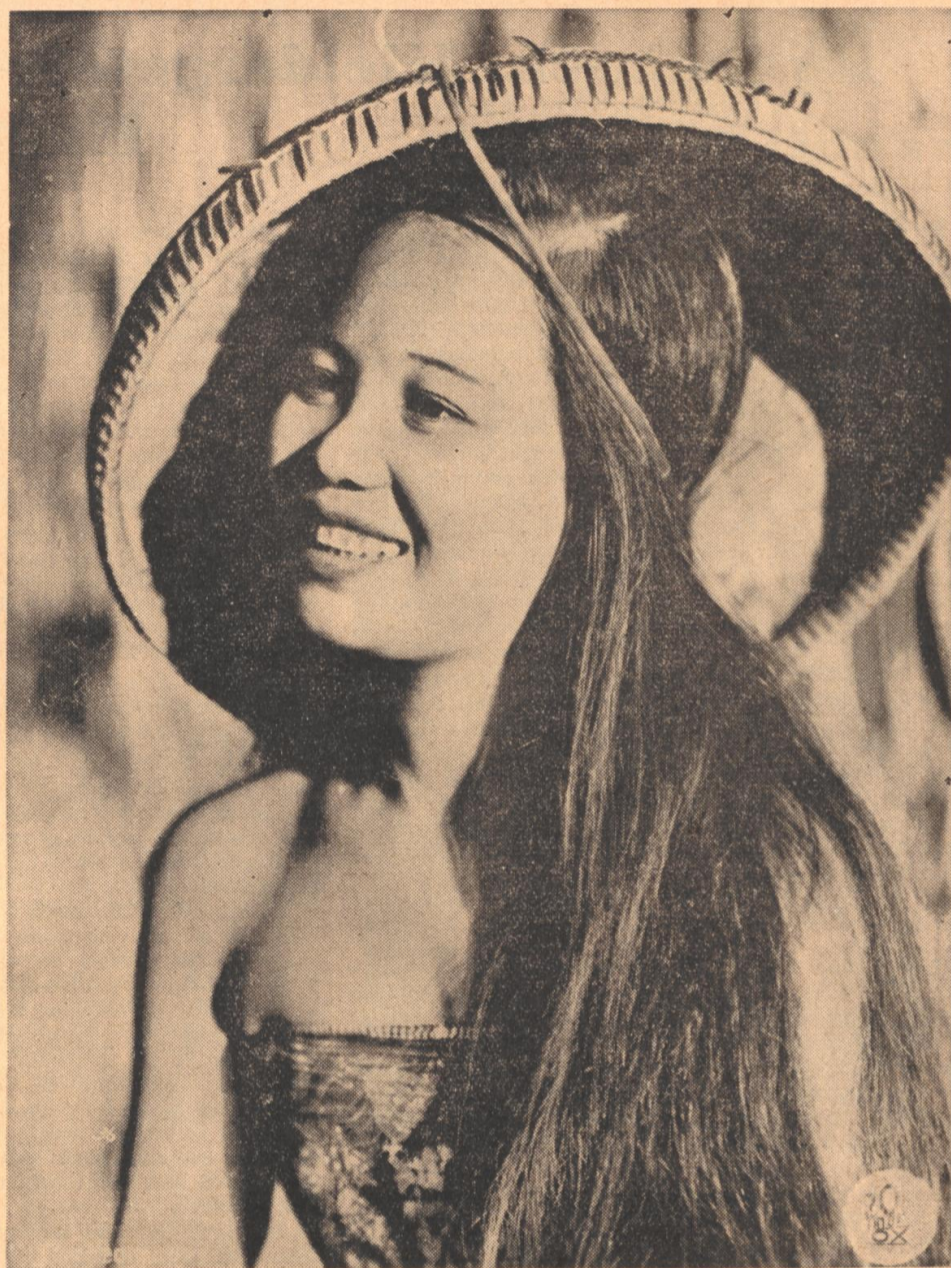
Der Nasenaffe, eines der scheuesten und seltensten exotischen Tiere, wurde von Osa und Martin Johnson auf Borneo mit der Kamera gestellt

# Eine Frau

ZIEHT DURCH DEN

# Urwald

Eine der eigenartigsten Gestalten unter den heutigen Filmschöpfern ist unzweifelhaft Osa Johnson, die Gattin und Mitarbeiterin des großen, vor Jahresfrist tödlich verunglückten Filmponiers Martin Johnson. Unser Mitarbeiter hatte Gelegenheit, mit Osa Johnson über ihre beiden neuesten Filme „Borneorang“ und „Stanley“ sich zu unterhalten



Eine vielumschwärmte Schönheit von der Insel Borneo

Wenn man die kleine Frau näher betrachtet, die einen mit entschlossenem Händedruck begrüßt und die dann sehr lebendig und liebenswürdig, aber ebenso energiegeladener vor uns steht und von ihrem Film „Borneorang“ erzählt, dann begreift man, was der Afrikaner Johnson an Frau Osa, seiner Lebensgefährtin und ständigen Begleiterin auf allen seinen Expeditionen, gehabt haben muß.

Das letzte gemeinsame Werk entstand in den Dschungeln Borneos. Es ist die Geschichte vom Fang eines riesenhaften, über 4 Zentner schweren Orang-Utan, dessen gespreizte Arme 2 1/2 Meter messen. Das eigentliche Hauptziel der Filmfahrt durch die Sunda-Insel war der Nasenaffe, der überaus selten ist und bisher noch niemals vor eine Filmkamera zu bekommen war. Tief in die Dschungeln ging diese Reise ins Ungewisse, unermüdet waren die Mäßen, die allein über 8 Wochen gedauert haben, um dann ein paar Meter Film von diesem fast verschollenen Tier zu erbringen.

Die klimatischen Verhältnisse machen das Arbeiten in Borneo für einen Weißen sehr schwierig, weil es fast jeden Tag regnet, so daß in der tropisch warmen Temperatur eine lähmende feuchte Wärme herrscht. Ueberraschend treten Ameisen und Käfer als lebensgefährliche Feinde des Menschen auf. Einmal mußten Martin und Osa Johnson ihr Lager im Urwald verlassen und in einem Boote auf dem Flusse nächtigen, um nicht von einem Schwarm der gefährlichen kleinen Plagegeister regelrecht — wenn auch nicht auf — so doch angegriffen zu werden. Ein ständiger Kampf gilt dem Schimmel, der sich über alles ausbreitet und in die Kleider legt. Ganz besondere Vorsichtsmaßnahmen mußten getroffen werden, um die Filme vor der Zerstörung zu bewahren. Sie wurden jeweils sofort nach der Aufnahme verpackt und mit Flugzeugen außer Land befördert.

St haben wir Osa Johnson in den wunderbaren Filmen der Großtierwelt Afrikas, in „Simba“, „Congorilla“ und „Babuna“ gesehen, wie sie auf dem schweren Ochsenwagen saß und durch die Furten geschaukelt wurde oder wie sie im Lager für Verpflegung und Ordnung sorgte oder mit der Büchse in der Hand in die Steppe hineinging, die Kamerarbeit ihres Mannes zu schützen. Einmal macht draußen der Löwe kehrt, der sie vom Aufnahmewagen weglocken versucht hat, kommt in langen Sprüngen auf sie zu und bricht erst wenige Meter vor ihr im Feuer ihrer schweren Büchse zusammen, und ein andermal ist es ein gewaltiges Nashorn, das sie annimmt und bis auf ein paar Schritte herantrabte und in dem gleichen Bruchteile einer Sekunde abdreht, in dem sich der Finger am Abzug schon krümmt. Immer steht sie kaltblütig zwischen Leben und Tod und kennt nur das eine: die mühevollen Arbeit des Mannes zu decken und nicht mit der Wimper oder mit der Hand zu zucken, wenn wirklich einmal geschossen werden muß.

Aufnahmen: Osa Johnson-Film (5)



Tapfer und unternehmungslustig führt Osa Johnson ihre Expeditionen in den unerforschten Urwald

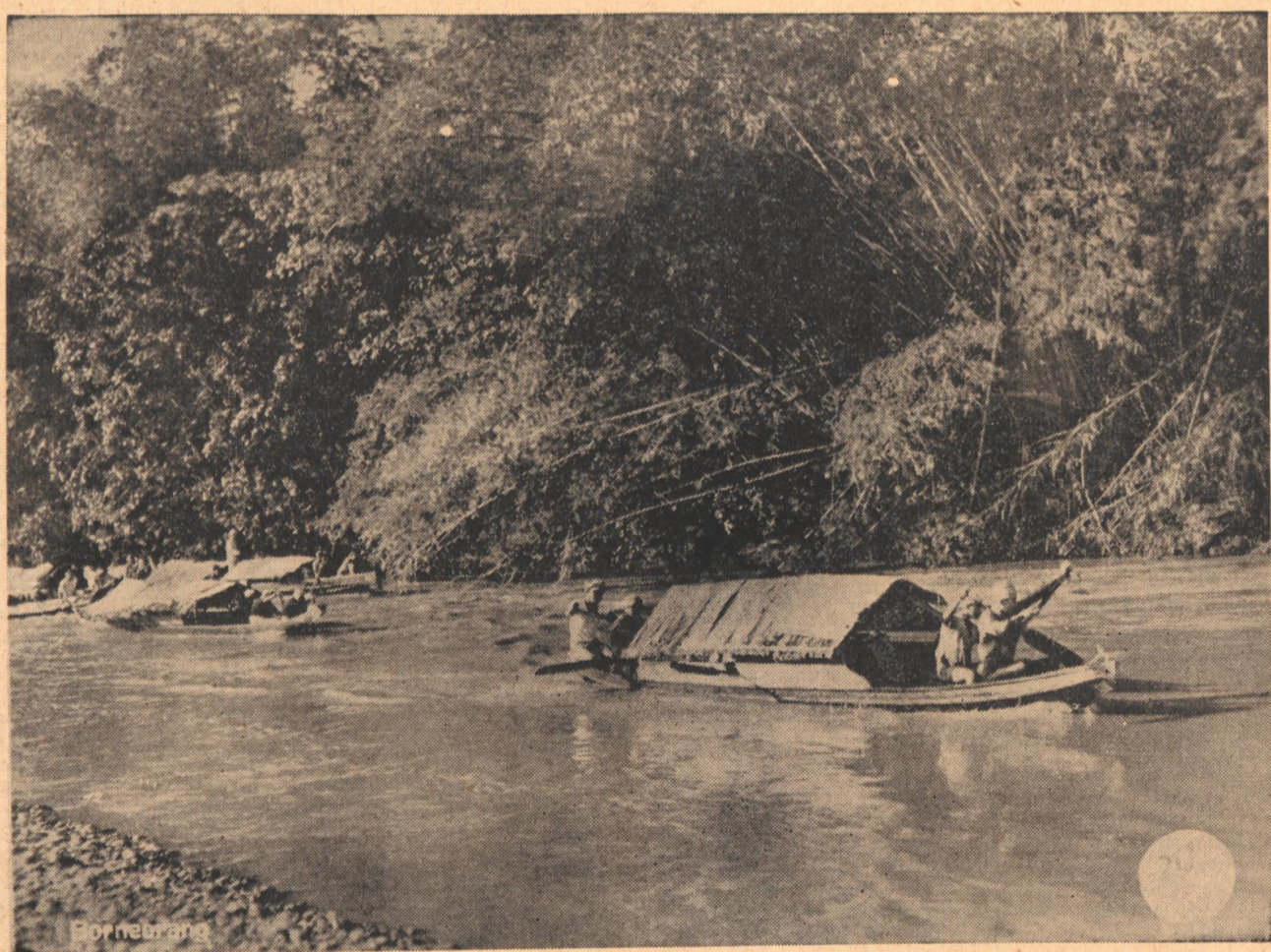
Jagd ist es, was diese einmaligen Verbündeten ein halbes Leben lang getrieben haben, aber eine friedliche Jagd, die in der Achtung vor der Natur und in der Liebe zum Tier wurzelt.

Von vielerlei plaudert die kleine Frau in ihrer gewinnenden schlichten Art. Am liebsten erzählt sie von den Tieren, die in ihrem neuen Film vorkommen, auch von Fischen, die auf Bäume klettern, von Schlangen, die fliegen können und anderen Wundern der Sunda-Insel. Und bei Tierfindern verweilt sie erst recht gerne. Ihnen gilt ihre besondere Liebe, schon deshalb, weil die Filme Johnsons auch für Kinder geeignet sein sollen. Ganz zum Schluß macht sie uns die Route des Urwaldes vor. Sie ruft und lacht, sie faucht und brummt und murrt, und wir hören ihr zu wie Kinder, die etwas Fremdes, Wildes, Ungeahntes vernahmen.

Frau Osa kommt eben wieder aus Afrika von den Aufnahmen eines neuen Films der Fox: „Stanley und Livingstone“, der allerdings erst in einem Jahre fertig sein wird. Ein gewaltiges Aufgebot an Menschen und Material war für diese Expedition nötig. Sie umfaßte außer 20 Weißen 150 schwarze Träger, 26 Lastwagen und einen großen Stab Bedienungsmannschaften. In einer Szene dieses Films, der die Erschließung Afrikas durch Stanley und Livingstone schildern wird, hat man sogar einige tausend eingeborene Statisten herangezogen. Ein neuer, gewaltiger Afrikafilm...

Die Steppen und Urwälder Afrikas, die Johnson mit seiner Frau kreuz und quer zu immer neuen Abenteuern der Kamera durchzogen hat, sind beiden zu einer zweiten Heimat geworden. Jrgendwo tief in der Wildnis steht ihr Haus. Was 27 Jahre lang der Inhalt einer glücklichen Ehe gewesen ist, in der es keinen einzigen Tag der Trennung gegeben hat, hält diese tapferere Frau mit den tiefdunklen Augen verzaubert, in denen Lust und Ernst sich so trefflich vereinen: Afrika gibt sie nicht mehr her.

Robert Volz



Die Flüsse sind die einzigen Straßen, die in den Urwald von Borneo hineinführen



Eine Orang-Utan-Familie beim Spiel — Szene aus dem Film „Borneorang“



# Kochbuch, Kleidergesetz und Küchenzettel

VON PETER OMM

Wer es liebt, kurtose Dinge in den Kreis seiner Betrachtungen zu ziehen, wird bald entdecken, daß man aus dem Wissen vom Ungeordneten und Seltsamen manche Nutzenanwendung ziehen kann. Aber nicht allein vom Nützlichkeitstandpunkt aus sollen eine Handvoll funterbunter Dinge berichtet werden, vielmehr darum, auch der Hausfrau ein wenig Unterhaltendes vorzuführen, das sie in ihren Aufgabenbereich fällt, daß man eine gewisse Anteilnahme voraussetzen darf. Da wäre zum Beispiel das Kapitel „Sprache und Haushalt“. Tagtäglich geht die Hausfrau mit Wörtern um, von deren Herkunft sie wenig oder gar nichts Genaues weiß. Teppich und Tapete sind ganz feste Begriffe, früher hatten beide Wörter den gleichen Sinn und bedeuteten nichts anderes als Decke oder Leberzug. Watte heißt wörtlich Tauffleisch. Aus den altgriechischen Wörtern hoto (Kataobohne) und ati (Wasser) wurde Schokolade. Champignon ist im Französischen die Bezeichnung für alle Pilze, nicht für einen besonderen wie bei uns. Nach dem französischen Dorfe Camembert wurde der berühmte Weichkäse benannt. Vom indischen panchang (fünf) kommt Punsch, und viele Wörter kommen aus der türkischen Sprache: joghurt heißt gerinnene Milch, Yoghurt ist geronnene Milch; scherbet ist eine Limonade aus der Granatfrucht, wir haben Sorbet daraus gemacht und bezeichnen damit einen süßen Trank. Und kimsy (rot) ist die Uniform von Karmin.

### Vom ersten Kochbuch

Die ältesten Bücher über Küche, Kochen und Hauswirtschaft stammen von den Chinesen; das erste für die europäische Küche megenweidene geordnete Kochbuch schrieb um 100 nach Christi der Römer Apicius. Von Doid ist das erste Buch über Kleidungsfragen, eine Art „Anzüge des Anziehens“ erhalten, es heißt „Medicamina Faciei“.

Sehr zu Unrecht geht die chinesische Küche bei uns den Ruf, allerlei widerwärtige und ekelregende Dinge als genießbar vorzusetzen. Die Chinesen sind meisterhafte Köche, sie überreifen selbst die Pariser. Die Grundlage jeder Mahlzeit ist der Reis, den ein gewandter Chinese auf mehr als 200 verschiedene Arten zubereiten versteht. Selbst eine kleinstädtische Küche enthält einen umfangreichen Bestand an Gewürzen, fertigen Saucen, Extrakt und Essensen, und für jede Speise gibt es besonderes Geschütz und besondere Zubereitungsgeräte. Die Küchenherde weisen schwaches und starkes Feuer auf, Backöfen und Wasserbad und Koch fehlen wohl niemals. Kochen und Essen sind eine feierliche, ernste Handlung.

### Ein Denkmal der Kinderreichtum

Siebenklinge hat es — soweit es nachweisbar ist — nur einmal gegeben: in Hameln gebar am 11. Januar 1600 eine Frau in fünf Stunden 7 Kinder. Sie starben jedoch

im Verlaufe von 10 Tagen. Noch heute zeugt eine Denkmalsinschrift in Hameln von diesem seltenen Ereignis. Aus der kinderreichsten Mutter zu Ehren und zur Erinnerung gibt es ein „Denkmal“: nämlich ein Bild in der Pfarrkirche zu Bünningheim (Schwaben), worauf die Barbara Schlozerin, 1504 geboren, abgebildet ist, die 53 Kindern, 33 Söhne und 15 Töchter, das Leben schenkte.

In Wien gab es vor und nach 100 Jahren ein Marktgele: die am Markttag nicht verkauften Fische durften am nächsten Tage nicht wieder feilgehalten werden. Und um die Bestimmung auch durchzuführen, gingen am Abend Beamte durch die Fischstände und schnitten den übriggebliebenen Fischen die Schwänze ab. Im Teheran (Hauptstadt von Iran) hat man ein Kochbuch zum Gelegebuch erhoben. Dieses amtliche Kochbuch enthält die Zubereitungsanweisungen für alle Speisen nach religiösen und gesundheitlichen Richtlinien. Wer gegen diese Kochgelese verstoßt, wird hart bestraft.

### Ein Kleidergesetz

Belustigend wirkt für uns heute ein 1912 in Illinois erlassenes Kleidergesetz, von dem wir nur den dritten Paragraphen mitteilen wollen: „Gebrauch von Korsetts ist nur in jenen Fällen erlaubt, in denen das Tragen als eine sanitäre Maßnahme anerkannt ist, worüber das beglaubigte Zeugnis eines im Orte praktizierenden Arztes beizubringen ist.“

Einige bemerkenswerte Museumsstücke: im Britischen Museum werden die Handschuhe der Königin Elizabeth von England ausgestellt, der Handrücken ist 10 Zentimeter breit, der Daumen 12,5 Zentimeter lang. Im Sonnenburger Spielzeugmuseum befindet sich das kleinste Bett, ein Puppenbettchen winziger Ausmaße. Das Gegenstück dazu ist im Londoner Victoria-Albert-Museum zu bestaunen: dreieinhalb zu dreieinhalb Meter groß vermag es ein gutes Abend schlafen aufzunehmen.

Süßer Salat aus den Blüten und den jungen grünen Blättern des Weichens galt im Mittelalter als große Leckeret, es war der begehrteste Nachtisch in den vornehmen Häusern.

Der berühmte, vor wenigen Jahren fast neunzigjährig gestorbene Koch Auguste Escoffier, der Küchenratgeber fast aller Monarchen und Reichen der ganzen Welt während fünf voller Jahrzehnte, hat kurz vor seinem Tode erklärt: „Ich habe Tausende von Männern und Frauen kennen gelernt, die sich Sorge machten um ihr Leben. Was Essen und Trinken betrifft, so gibt es kein Rezept, das ein langes Leben in Gesundheit garantiert. Der Magen ist immer individuell, jeder wird am besten herausfinden, was ihm gut tut und was nicht. Man kann weder Alkohol, noch Vegetarismus, noch reinen Fleischgenuss als das allein Schlimgemache preisen. Wer gern gut und viel isst, soll auf gute Verdauung halten und sich Bewegung machen, das ist der einzige Rat, den ich als alter Fachmann mit gutem Gewissen zu geben vermag.“

# Wer ist Tschingbumtscheng?

VON FRANZISKA OTTO

Wer ist Tschingbumtscheng? Ist es ein alter chinesischer General? Oder gar ein Philosoph? Klingt es nicht sehr gut, wenn man sich als Buchtitel vorstellt: „Die Bahn und der rechte Weg des Tschingbumtscheng“? Wer ist also Tschingbumtscheng? Ich will den Leser nicht unnötig auf die Folter spannen, aber eine gewisse Vorbereitung für Gestalt und Wesen dieser rätselhaften Persönlichkeit wird sich nicht vermeiden lassen. Ich beginne also:

Gun — um ganz im chinesischen Stil zu bleiben, sieht mit Ma — siehe oben! — am Frühstündisch. Es ist am Morgen, eine zauberhafte Ruhe herrscht, sei es Sommers bei erwachender Sonne, sei es Winters bei traulichem Lampenschein.

Gun ist eine Künstlernatur. Mit philosophischer Ruhe gibt er sich dem Verzehren des ersten Mahles hin, nur ab und zu entschließt dem Gehege seiner Zähne ein Wort des Besagens über den morgendlichen Genuss einer unbedingten Stille. Gun ist wie gelagte eine Künstlernatur, gewissermaßen mit mathematischem Einschlag, ein Philosoph an der Drehbank. Seine Bewegungen sind bedächtig und sicher, er weiß immer, was er will. Jetzt zum Beispiel will er ungelächert sein Frühstück verzehren.

Da, in die friebliche Stille knallt eine Klinge, bumm! eine Tür, und dann geht es: bumm, bumm, bumm in ungleichen Abständen. Die Glasür klirrt, das Geländer wackelt, die Treppentufen ächzen.

„Krad — Tching — Bumm — Tscheng!“ sagt Gun biffig und verbittert, klemmt sich eine durchaus europäische Wampe unter den Arm und verläßt mit stillem Protest das Lokal.

Tschingbumtscheng aber erobert mit energischem Schritt das Schlafschloß, läßt seine Feldherrnblicke über den Tisch gleiten und beginnt, den Feind zu vernichten, wo er ihn findet.

Das ist Tschingbumtscheng. Wenn er sein Mahl verzehrt hat, dann geht er als erster General an die Mobilisierung der Nation. Wer noch nicht vom Drehen seiner Schritte ermüdet ist, wen der Lutszug seiner Fortbewegung noch nicht aus dem Bette geweht hat, dem zieht er mit sicherem Griff die Matratze unter dem Po — siehe oben! — oder das Deckbett von dem gleichen Körperpartei weg. Wen Tschingbumtscheng geweckt hat, der schläft an diesem Morgen bestimmt nicht wieder ein.

Dann geht es Krach-Tching-Bumm-Tscheng in umgekehrter Richtung, und Stille herrscht über dem zerwühlten Gelände.

Wer ist also Tschingbumtscheng? Der bärerliche Name geht den verehrten Leser — Verzeihung! — nichts an. Genau, daß Tschingbumtscheng ein deutscher Junge ist, so auf der Grenze zum Mann, ein Junge, der das Leben anpaßt, der sich aus jahrelangem Leiden seine Gesundheit erkämpft hat mit einem eifernden „Ach will!“, der sich aus dem Müssen ein Wollen geformt hat. Das ist Tschingbumtscheng: ein tätiger, fester deutscher Junge. Lieber Tschingbumtscheng!

### Ein Kaninchen schmeckt gut

Der „Stallhase“ ein zu Unrecht verkannter Fleischlieferant

Die „Ernährungslehre“ kann nur gewonnen werden, wenn alle Hausfrauen als Kämpferinnen mitwirken,

alle im Lande erzeugten Nahrungsmittel in ihrer Küche zu verbrauchen und dazu gehört auch das Kaninchen als Fleischspender. Sein häckerer Verbrauch ist vor allem deshalb besonders erwünscht, als es ja in erster Linie als Relaislieferant in Frage kommt, ist es doch bis zu 60 Prozent an der deutschen Lebensmittelproduktion beteiligt, ganz abgesehen davon, daß die Angorakaninchen auch im Interesse der Wollverwertung noch weiter ausgebaut werden soll.

Der von unwissenden Hausfrauen oft vorgebrachte Einwand, daß Kaninchenfleisch nicht so vollwertig wie Rind- oder anderes Schlachtfleisch sei, wird dadurch entkräftet, daß es nach ernährungswissenschaftlichen Feststellungen sogar 40,15 Proz. Nährwerte besitzt, während beides Ochsenfleisch davon nur 24,20 Proz. aufweist. Und hinsichtlich der Zubereitungsweise ist es ebenso vielseitig, wie andere Fleischsorten zubereiten denn neben dem fastigen Kaninchenbraten vermag auch gebratenes Kaninchen, ferner ragout, Pfeffer, gulasch und in Verbindung mit allerlei Gemüse, Kaninchen-Fischfleisch selbst veredelungsfähige Gaumen zu befriedigen, wenn — da liegt der Schlüssel zur Kochkunst überhaupt! — die Hausfrau das Kaninchen mit der nötigen Sorgfalt und vor allem, den richtigen Würzen bereitet. Dann wird auch das Vorurteil, daß das Kaninchenfleisch zu „weichlich“ im Geschmack wäre, bald verschwinden. Neben nesselbedeckter Zwiebel, Lorbeerblatt, Gewürz- und Pfefferkörnern sollten unbedingt auch mehrere zerquetschte Wacholderbeeren und ganz wenig Bohnenkraut, Basilikum, Majoran und Beifuß beigefügt werden. Auch eine Scheibe Speck, schön mit dem Braten anbraten lassen, erhöht den Wohlgeschmack.

### Schwarzwurzel ist „Winterspargel“

Mit vorrückendem Winter wird die Auswahl an frischem Gemüse immer geringer. Man sehnt sich schon nach jungem, frischem Gemüse und dem ersten Spargel und denkt nicht daran, daß uns die sorgende Natur in Gestalt der Schwarzwurzel einen geeigneten Ersatz für den Sommerspargel geschenkt hat.

Hätte die Schwarzwurzel nicht ein so unheimliches Kleid, das sie wie das Aigenbrödel unter den Gemüsen erheben läßt, würde sie sich ganz anders behaupten können. Aber der Schein trügt. Hat man sie erst von ihrer häßlichen schwarzen Außenhülle befreit — warmes Wasser und Seife machen die Hände schnell wieder sauber — haben wir die schönen, hellen spargelähnlichen Wurzeln, die nur die Verführung mit der Zeit leicht zu verlieren und ebenso wie geschälte Kartoffel und Birnen sofort in gekochtem Wasser kommen müssen. Ja, sie sind sogar noch empfindlicher als diese. Damit

die Wurzeln, die man in gleichmäßige fingerlange Stücke schneiden, recht schön weiß bleiben, rührt man etwas Mehl an das Essigwasser. Nicht nur ihrer äußeren Form wegen, sondern hauptsächlich auf Grund ihres feinen spargelähnlichen Geschmacks führt die Schwarzwurzel auch die Bezeichnung „Winterspargel“. Sie ermöglicht die vielen verschiedenen Zubereitungsarten wie der Spargel, die jeder Hausfrau bekannt und vertraut sind. Eine leckere Schwarzwurzel-Suppe steht an Wohlgeschmack der köstlichsten Spargel-Suppe kaum nach, und Schwarz-

wurzelmilch mit Holländischer Sauce, für die ein Eigelb vollstaus genügt, ist ein winterliches Sonntagsgemüse. Auch Schwarzwurzelkissel, den man in spargelähnlichen Stücken oder in Scheiben geschnitten mit Würzkräutern verschiedener Art anrichten kann, stellt eine willkommene Bereicherung des winterlichen Speisezettels dar.

Neben wir auch die Zeit des Winterspargels gründlich aus, und bringen wir dieses gesunde, bekömmliche und überdies sehr nahrhafte Gemüse recht oft auf den Tisch!



Ab 70. Schwedisches Kostüm aus warmem Stoff, breit-gerade gestreiftes Schürze, weiße Wattefalten. vorn am Rücken und Goldmünzen angehängt. Kopfbedeckung: das kleine Schwedenhäubchen.

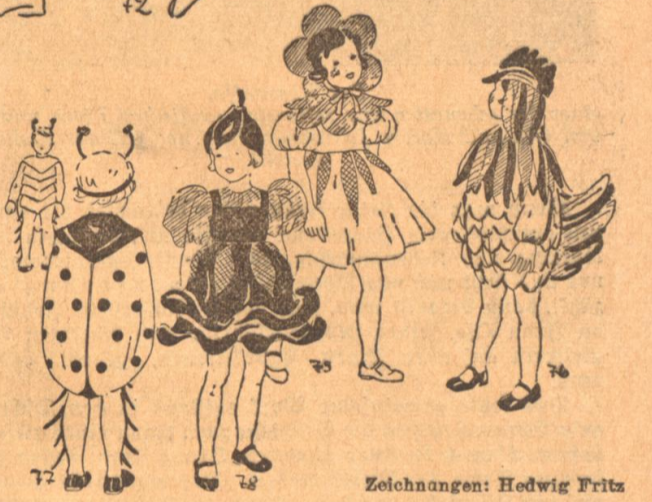
Ab 71. Der Schwarzhaarträger läßt sich wohl in seiner Tracht — es ist zu sehen. Somit ist er Wandbeamer, aber sehr —! Zorniglich schwarze Hosen, schwarzes kurzes Häubchen mit roten Bändern, Weiße aus rotem Tuch mit vielen Silberknöpfen — und um den Hals flattert das schwarzeliebene Tuch vom Großvater. So als Einleitung. Das Häubchen vom ihm. Daran ist der Launenweid geteilt.

Er möchte mit dem blondgelockten schlanke Watronen, Ab 72. durchaus Fremdschiff! macher. Der ist zu sehen. Auszug: Weiß Leinen oder Hanf, buntesblau Stragen und Mantelchen — folgt die Wäbe mit weichen dem Häubchen. Zum Ausstieg an Sand!

Ab 73. Dies ist ein Gefell, wie ihr seht. Er ist gutmütig und handfest. Friedlich baumeln die Wäbe aus dem Rand. So als Einleitung. Das Kostüm ist einfach zusammenzufassen: Kerle die Hölle, helles Hemd, weiße Schürze, buntes Häubchen.

# Bald ist FASNACHT

Ein lustiges Faschnachtskleid möchtest du, und nicht viel Geld soll es kosten. Ja, man kann auch aus alterem Material recht originelle Kostüme basteln. Wenn Phantasie und originelle Laune dabei regieren, ist die Frage: ob aus alterem oder neuem Material nicht mal die Hauptsache. Rein, bunte, bunte beim Fasching und beim Kostümieren ist doch, daß man mit dem Hineinschreiben ins andere Kleid eben auch jenen anderen Menschen mit anzieht, den man gerade darstellen will.



Zeichnungen: Hedwig Frits



Ab 74. Der Traum vom Schuttmädel — In der Faschnachtszeit darf er kurz lebendig sein. In dem Kostüm darf man lachen, weinen und soviel man will. Kopf und alles mögliche unterwegs essen, sich Gebelmissie aufhängen, während man große „Gusiel“ lutscht, und so ähnlich weiter. Es wird sicher viel andere zu froher Festezeit mitreichen — das Schuttmädel. Und jetzt so an: Best fertige Baumwolle, kurz und ziemlich ausgedehnt, dünne Schürze, hinten gebunden, weiße Wäbe mit rüschtigen Vuffarmen und ein runder feiner Runderhut. Weiße Kniehosen.

Kum die Kinder-Kostüme. Das Besondere daran ist: man kann alle aus buntem Krepp-Papier herstellen, in den schönsten Farben abgeleitet, werden die einzelnen Teile leicht auf Gaze ausgeleitet. Es geht schnell, ist billig und sieht sehr schön aus.

Ab 75. Ein goldblondes Wäbe als Brautkleidchen. Die Kopfbedeckung ist schwarz, beherzigt auf weißes Papier geflecht, mit goldener Schleiße gebunden. Goldstränge etwas bunteres blau. Die Wäbe überm Köcher das Häubchen. Das Kleidchen als Wäbe rund gebastelt: buntesgrün.

Ab 76. Ein Hüdel In den Farben möglichst naturgetreu blicken. Rote und braune Federzöpfe. Rote Strümpfe. Der Schwanz mit weißer Watte gefüllt. Die Federn an Brust und Kopf hängen lose herab.

Ab 77. Käselein mit braunen Filzeln, auf denen rote Punkte leuchten. Der Wangen ist dunkelbraun, lange schwarze Strümpfe mit entsprechender Verzierung, die an die Strümpfe angeleitet wird. Schwarzes Brüstel. Der Kopf schmückt schwarze Fächer, die an einen Samtrest gefestigt sind.

Ab 78. Unter Kind wird am Fasching eine Wäbe sein! Hart rosa wäben sich die Wäbeblätter am Köcher, es ist durch Wäbelein das Wäbelein an den Fingern festzu machen. Die Wäbelein Wäbelein kann aus grünem Schieferstoff sein, die Wäbeblätter aus leuchtendem Papier. Das Knospenbüchlein ist auch grün.

Zu sämtlichen Kostümen sind Schürze, Schürze, Schürze und zu bekleiden beim „Faschnachts“-Fest, Karlsruher, Kammer, Sekretariat. Größenangabe nicht vergessen.

# Eltern auf der Schulbank!

VON REINHOLD ZIMMER

Die neue Schule schließt sich nicht ab! Sie bittet im Gegenteil bei jeder Gelegenheit um den Besuch der Eltern. Der Staat hat die Elternvereine im Verein mit Lehrkörper und HJ zu einem der wichtigsten Erziehungsfaktoren bestimmt. Es wird kaum eine Klasse geben, in der nicht eine Elternbank bereit steht als Brücke zu verständnisvoller Zusammenarbeit zwischen Elternhaus und Schule. Man kann in einer Stunde auf solch einer Elternbank viele Erkenntnisse gewinnen, etwa die, daß nicht nur zwei Seelen in der Brust des Erwachsenen wohnen. Eltern, die ihre Kinder nicht auch in der Schule und auf der Straße gesehen haben, kennen sie nur schlecht! Das Zusammenarbeiten von Elternhaus und Schule wird zur unabweisbaren Notwendigkeit, wenn die Erziehung geschlossen sein und ihren inneren Sinn erfüllen soll: dem Kinde Hilfe zu eigenem gutem Werden zu bedeuten!

Auf der anderen Seite wird einen aufmerksamen Beobachter schon die erste Stunde der Teilnahme am Unterricht lehren, wie wenig ein Kind sich in seinen Grundeigenschaften zu ändern vermag. „Angebor“, die gern etwas von sich selbst machen und immer im Mittelpunkt der Betrachtung stehen möchten, werden auch in der Schule angeben. Wer zu Hause ein Schöndrösel ist, löst das auch im Schulbetrieb erkennen und irgend eine kleine Eitelkeit findet gewiß einen Feind — sei es auch nur den zum Papierkorb! — um sich herauszufellen und die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Wir leben unsere Kinder von der Elternbank aus gewissermaßen von einer anderen Seite, erleben sie unter anderen, mitten in der Gemeinschaft. Und wir vermögen es, den Wert der gegenseitigen Erziehung der Kinder besser gerecht zu werden. Auch wenn sie sorglich behüteten Kindern die Kenntnis mancher „Kraftausbrüche“ vermittelt — sie schließt doch gleichermaßen durch Spott, Pöbelerei und freundschaftliche Ratsalgerate manchen Eigenschaften gründlich ab, die gegen die Gemeinschaft gerichtet sind. Sichtlich unparteiisch erkennen wir bald die Schwächen unserer Kinder und wissen, wo und in welcher Form wir nachhelfen haben. Ohne diese zielbewußte, methodisch richtige Nachhilfe sind die ersten Schuljahre nicht zu denken! Die rechte Art dafür erlassen Eltern am besten durch Teilnahme am Unterricht.

Schließlich hat so ein Besuch noch das Gute, daß wir der Arbeit einer Lehrkraft gerecht werden können! Es ist Arbeit. Eine in diesem Zusammenhang ist schon schwer, jedoch verschiedene in einer Klasse ist ein Kunststück! Es geht nicht ohne Straffheit und Strenge. Wer ein einziges Mal einer Unterrichtsstunde beigewohnt hat, verheißt das und wird alles tun, die Erziehungsarbeit des Lehrers zu unterstützen und alles zu unterlassen, ihr durch feilsches Verhalten unnütze Steine in den Weg zu legen.

Es muß nicht gleich eine Völkerverwanderung in die Schulen beginnen, aber nach vorüberiger Verständigung mit dem Lehrer eine Stunde auf der Elternbank zu sitzen, wäre für viele Eltern sehr aufschlußreich und ihnen, den Kindern und der Schule gleichermaßen von Nutzen!

# Schwarzwurzel ist „Winterspargel“

Mit vorrückendem Winter wird die Auswahl an frischem Gemüse immer geringer. Man sehnt sich schon nach jungem, frischem Gemüse und dem ersten Spargel und denkt nicht daran, daß uns die sorgende Natur in Gestalt der Schwarzwurzel einen geeigneten Ersatz für den Sommerspargel geschenkt hat.

Hätte die Schwarzwurzel nicht ein so unheimliches Kleid, das sie wie das Aigenbrödel unter den Gemüsen erheben läßt, würde sie sich ganz anders behaupten können. Aber der Schein trügt. Hat man sie erst von ihrer häßlichen schwarzen Außenhülle befreit — warmes Wasser und Seife machen die Hände schnell wieder sauber — haben wir die schönen, hellen spargelähnlichen Wurzeln, die nur die Verführung mit der Zeit leicht zu verlieren und ebenso wie geschälte Kartoffel und Birnen sofort in gekochtem Wasser kommen müssen. Ja, sie sind sogar noch empfindlicher als diese. Damit

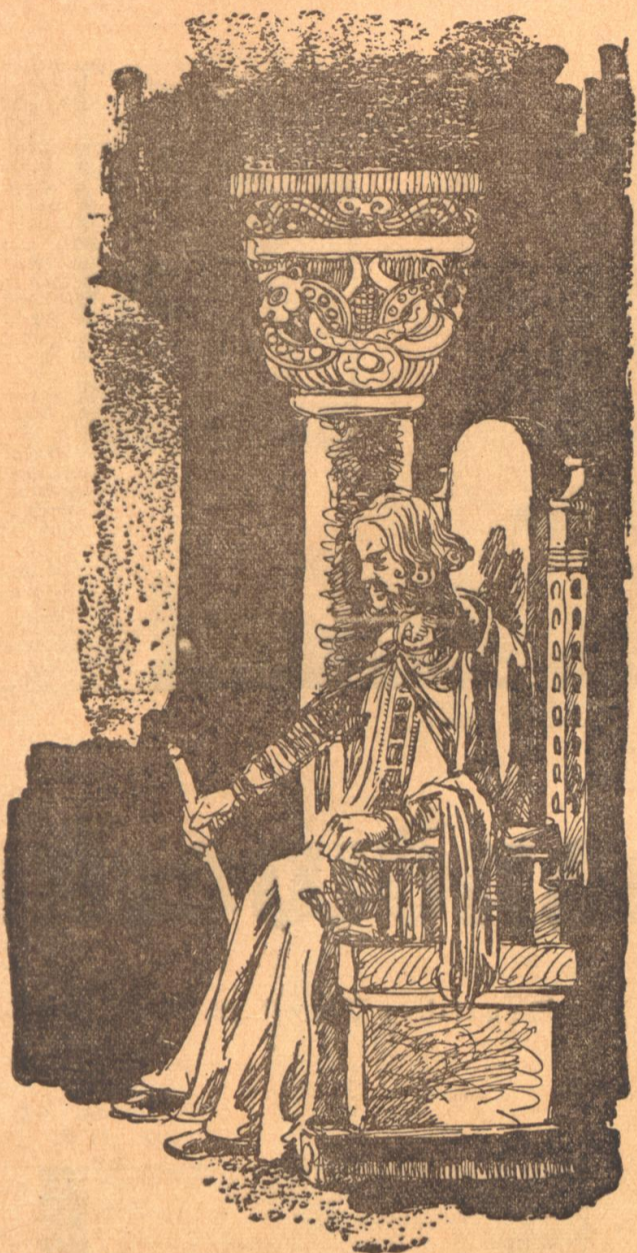
die Wurzeln, die man in gleichmäßige fingerlange Stücke schneiden, recht schön weiß bleiben, rührt man etwas Mehl an das Essigwasser. Nicht nur ihrer äußeren Form wegen, sondern hauptsächlich auf Grund ihres feinen spargelähnlichen Geschmacks führt die Schwarzwurzel auch die Bezeichnung „Winterspargel“. Sie ermöglicht die vielen verschiedenen Zubereitungsarten wie der Spargel, die jeder Hausfrau bekannt und vertraut sind. Eine leckere Schwarzwurzel-Suppe steht an Wohlgeschmack der köstlichsten Spargel-Suppe kaum nach, und Schwarz-



# Die Nacht der Entscheidung

VON WILHELM V. SCHOLZ

Am 30. Januar wird im Badischen Staatstheater das Kaiserschauspiel „Die Frankfurter Weihnacht“ von Wilhelm von Scholz zur Uraufführung kommen. Lange Vorstudien des Dichters für die dramatische Arbeit waren notwendig. Die nachstehende Erzählung gehört zu einer Reihe von epischen Vorstudien. Sie behandelt das Thema, wie der spätere Otto I. der Große von seinem Vater Heinrich zum Nachfolger auf den Thron bestimmt und dazu ausersehen wurde, den wählenden Fürsten als König vorgeschlagen zu werden.



Der König Heinrich — später, als wieder einmal einer des Namens Heinrich die Krone trug, der Erste genannt — ist alt geworden. Nicht so sehr seinen Jahren nach, in denen freilich manche Männer schon die Ruhe und Stille lieben, mehrere seiner Jugendgenossen unter grünen Bäumen, oder dem Steinplattenboden von Kapellen und Domen dem jüngsten Tag entgegenzusehen, aber nicht gerade wenig Graupföpfe noch frühlich auf ihrem Gaul sitzen, zur Jagd und Fehde reiten, auch nicht verlernt haben, ein Weib in den Arm zu nehmen. Heinrich ist schlimmer als das nur von den Jahren. Er ist müde, sein Gang ist schwer, als wären seine Taten, seine Sorgen, alles was er erlebt, Reich und Krone, zur Last geworden auf seinem Haupt und seinen Schultern.

Es ist wirklich nicht länger als zwei Jahre her, daß er die Ungarn schlug, und ein Jahr vorher, daß er die erste feste mauerumgebene Stadt einweihen konnte. Eine Unendlichkeit liegt ihm zwischen damals und heute, wo er am Fenster seiner Pfalz zu Duedlinburg im geschnittenen Lehnstuhl sitzt, still und allein in frühlingssinniger Abendstunde den hübschen Hof, nachdem er in der nachbarlichen Kirche des heiligen Petrus wieder einmal sinnenden Ganges wie ein Schatten über die für seine Gruft bestimmte Stelle geschritten, beglitten.

Er fühlt sich breitschaftig, ohne daß er doch dem gelesenen Lehrling sagen kann, wo er verweilt, daß sein Leben läßt. Er ist magerer geworden und viel langsamer, im Gehen, im Lesen, im Reden, im Denken, im Gedenken. Aber was ihm vor allem anderen an das Alter mahnt und ihm festsetzt, er erträgt sich oft, wie er an die Zukunft seines Herrschens und des deutschen Königreiches denkt, als wäre er nicht mit dabei oder läßt doch nur zu, und als ließe sie ihn gleichgültig.

Das will er nicht. Er ermahnt sich. Er richtet sich auf. Die Pflicht des Herrschers, des Königs, nimmt ihm das Alter nicht ab. Und sei es nur die, daß er den Fortbestand der Ordnung im Reich, Land und in seiner verzweigten Sippe sichere. Ja, das muß er, das muß er bald! Das wohl plöblich mit seinem schredlichen Klopfen an seinen Geist wie ein schon Verwundenes — das man aber vielleicht noch einholt.

Er schilt sich um des jahrelangen Säumens. Aber als er den Kanzler zu sich befehlen will, ihm Bescheid zu geben, wie alles bestimmt werden soll, wozu die Fürsten zu laden sind, um der Erfüllung seiner Wünsche Gemächlichkeit und Handlung zu geben, stockt er. Er weiß sich zu einmal deutlicher als vorher — als es nicht drängte und er Zeit hatte, Säumens noch eine Weile von sich zu schieben — warum er säumte. Zweifel, für welchen seiner Söhne er um die Stimme der anderen Herzoge und Fürsten werben sollte, haben ihn immer wie Nebel umlagert, daß er es hinausföhrte und davon forderte in die nächste Arbeit des Tages: eine begonnene Rodung und Kiebelung, um fünfzig Jünglingsknaben zu weihen, eine Klosterstiftung, den Bau eines Doms, um Gottes Stille sicherer zu gewinnen, eine Stadtbauung, einen Beerden, deutsche Landesgrenzen zu sichern. Immer hatte ihn Tagewerk beglänzend bereit von Zukunftsräubern.

Nest muß der Entschluß, dem er durch Jahre auswich, gefaßt werden. Und ist nicht leichter geworden. Es dünkt den König, um Söhne und Töchter sei es ein seltsames Wesen. Solange sie klein und hilflos sind, umfaßt sie in Mütterliebe, Wärme und süße schmerzende Furcht um ihr Leben; doch mehr als Angst ist im Herzen des Vaters lachendes Glück! Aber dann: verbergen sie sich, werden sie fremd, wer sind sie, werden sie feind?

Selbst der rauhe Thaumar, der aus Heinrichs erster glücklicher, von der Kirche für unglücklich erklärter, Ehe mit Habiburg kam, der auf seinen entlegenen Besitzungen ein verwildertes Herren- und Jägerleben führt, war er nicht als Purfische von zwölf, dreizehn Jahren noch zart und zerküßt, daß man ihn liebhaben und in den Arm nehmen mußte? Heinrich dachte mit Wohl daran, daß Thaumar aus Eifersucht gegen die Kinder der zweiten Ehe mit der Königin Mathilde den Hof und den Vater Jahre schon gänzlich gemieden hat, und bekräftigt es sich, daß dieser Sohn endgültig von jeder Möglichkeit der Thronfolge ausgeschlossen ist.

Mathildens, der schönen, kaiserlichen Königin, dachte, die über ein halbes Menschenalter länger war als Heinrich und noch lange nach ihm müde. Der Einmale, der die Dämmerstunde über oft hier am Fenster ruhte und sich freute, wie weithin sein deutsches Land fruchtbar und voll Segens gedieh, dachte daran nicht gern, daß ihn Mathilde überleben sollte.

„Du kennst eine Frau“, hatte ihm oftmals der pfiffige alte Herzog Otto, sein Großvater, gesagt, „immer erst nach dem Tode ihres Mannes, als Witwe!“ Mathilde dünkte ihren Gatten verändert, heimlicher, in Gedanken selbständiger, da er doch nur kranke und müde aber noch da war. So sehr er, darüber täuschte er sich nicht, der Gattin aus Liebe und Verliebtheit in die jüngere Frau mehr oft, als gut war, nachgegeben hatte, in allem wenigstens, was nicht die großen Fragen des Reiches betraf — und manchmal auch in denen, wenn sie klug geraten hatte, wie er gemeint — in dem noch Lebenden wuchs schon Widerstand gegen seine fünfzigjährige Witwe.

Der König sann weiter, ob er dem älteren Otto oder dem jüngeren Heinrich die Krone zu übertragen suchen sollte — denn das unbedingte Vorrrecht der Erbfolge behandelte für den Königsthron nicht — und fand sich gleich bei einem neuen Zweifel: war es wirklich das Heil des Reiches, wenn einer seiner eigenen Nachkommen König würde? Was es seinen anderen Prinzen oder Herzogen, der ein besserer Thronwärter war als seine Söhne? Heinrich erinnerte sich daran, was ihn einst im Innersten betroffen hatte: daß sein sterbender Vorgänger und Begleiter Conrad nicht bei dem eigenen kaiserlichen Saule die Krone zu erhalten bestritt gewesen war, sondern sie dem Sachfen Heinrich, den der scheidende König für den besten Mann Deutschlands hielt, hätte bringen heißen. War nicht seine, Heinrichs, Aufgabe vielleicht dieselbe: anderswo den besten Mann herauszufinden?

Er ging im Geiste die Herzoge sinnend durch aufrechte gemauerte Höfen fast alle — aber der den Namen der Frau unterworfen, der am langen Rod der Waffen hing, jener stolze und kein Freund des Volkes, des Bauern und des Bürgers, dieser allgütiger der Freundschaft ausländischer Herrscher zugeneigt; und alle zusammen nur tüchtig fürs Ganze, indem sie seinen, des Königs,



Willen anführen; dochten sie, planten sie selbst, ging es immer nur auf ihren Familienwohl, bestenfalls auf die abgelebte Macht ihres Herrschens, nicht auf Deutschland. Das aber würden seine Söhne an dem Vorbild des Vaters, aus dem, was er ihnen wie oft gelehrt und erläutert am ehesten begreifen und festhalten. Begabt, tüchtig, hohen Sinnes waren beide, Otto wie Heinrich, aber welcher von ihnen war der bessere?

Der König verbeistete sich nicht, daß manches für Otto sprach. Otto hatte, daran hielt der alternde König hartnäckig fest, zwei Söhne für die Frauen gezeugt, würde er nicht zu wenig haben für Thron und Krone? Schließlich hatte Otto ja eingewilligt, daß die Wendin, mit der er einen Sohn hatte, ins Kloster getan wurde, hatte die kluge, gute Edgitha, Königs Weibelin von England Schwägerin, geheiratet und war durch sie häuslich und dem Reichstun abhold geworden. Gleichwohl ließ der alte abgetane Herzog um die Wendin den König nicht los, der jetzt fränkisch, vorzüglichst frauenverachtend für allerüberflüssigste Matria ansehen mochte. Aber er war auch ehelich genug gegen sich selbst, zu erkennen: das hatte Otto vor seinem jüngeren Bruder voraus, daß Otto nie von seiner Mutter beherrscht werden würde; er würde sich von der Mutter nicht einmal beeinflussen lassen, von Mathilde! Auch nicht von anderen Frauen! Er würde seinen Weg gerade gehen. Heinrich aber, der ein Mutterkindschen ist, wird vielleicht, wenn er heiratet, ein Gattinnen-Männchen sein; wer weiß das?

Otto hat sich in der Ungarnschlacht an der Unstrut mannhafte hervorgetan und so in die Gefahr geküßt, daß ihm der Vater Einhalt hätte gebieten müssen.

Gut. Aber tapfer wird Heinrich auch sein, wenn er erst das Alter hat, mit zu Felde zu reiten. Tapferkeit ist jeden guten Mannes Tugend; sie macht den König nicht. Warum soll Otto der Bessere sein?

Der König spürte einen inneren Widerstand, so oft er an seinen Sohn Otto im Zusammenhang mit der Thronfolge dachte, und wußte seinen Grund dafür. Was ein Herrscher haben muß: Besonnenheit und doch raschen Entschluß, Menschenkenntnis und doch Vertrauen, Arbeit mit Menschen und Absonderung — all das schien Otto, soweit man bei seiner Jugend urteilen konnte, zu besitzen. Aber das war doch das Besondere noch nicht, was der König brauchte! Auch dies: daß er sich selbst für seine Person gleichgültig war, weder eitel noch gottvertraulich — anher mit Frauen, ergänzte der König in seinen Gedanken — einfach, bedürftiglos und alles Sinnen immer nur auf die Sache wandte, die ihn gerade beschäftigte, verließ etwas für

einen auf dem Thron. Aber darum, daß er das hatte, war einer ebenfalls noch nicht zum König geboren! Je mehr Heinrich sich selbst prüfte, was ihn wohlhaft zum König bestimmen habe — um das dann auch bei dem Sohne zu erkennen — um so zweifelhafter wurde ihm die Sache und es kam zuletzt nur auf eins, das ihn wieder nicht weiterbrachte: Gottes Hilfe, Gottes Beistand! Denn ihm allein schrie er es zu, daß er stark, segensvoll und mit Nutzen für das Reich geherrscht. Daß dieser Beistand nicht durch Gebete und äußere Frömmigkeit erworben wird, mußte Heinrich, wie sollte man ahnen können, ob Otto ihn haben werde?

Woher der Widerstand gegen Otto? Der König gestand sich in seinen Zweifeln nicht ein, daß er nur deshalb an Otto irre war, weil der Vater in dem Augenblick, da er diesen Sohn als Thronfolger bezeichnet, wußte würde: sein größerer Nachfolger ist auf die Stufen zum Thron getreten! Und er gestand sich ebensowenig ein, daß alles, was ihm an Heinz frauenwert schien, nicht ernstlich geprüft war, sondern nur aus dem Suchen nach einem Gegengewicht gegen Otto kam.

Des Königs Verlangen nach solchem Ausgleich war so lebhaft, daß er sich von leichtem Scheinreden, die es vorbrachte, wie in ein wirkliches Schwanken einbringen ließ. Denn Heinrich zweifelte im Tiefsten ja nicht, was zu tun sei: Otto zum König zu bestimmen; er schaute sich nur davor, es auszuführen.

Heinz, so redete er sich ein, hat eins weit vor Otto voraus, was für einen König nicht hoch genug anzuschlagen ist: er gewinnt trotz Stolzes und Hochmuts und übermäßigen Ehrgeizes — wie hebe er neulich vor mir, als einer der anderen Jünglinge im Beistand schneller war als er! — Er gewinnt alle Menschen rasch, Verführerisch ist sein Auge, wenn er freundlich blickt, wenn er etwas will, und seine Art zu sprechen umgarnet jeden; nicht nur Frauen, mehr noch Männer, die in dem Jüngling mit seinen Vorden das schöne, leuchtende Bild der eigenen Jugend sehen, um herunterwillen sie ihn lieben müssen. Wohllich keine schlechte Mitgabe für einen neuen Herrscher. Wenn sich auch noch nicht aben läßt, wie all das aussehen wird, wenn er ins reifere Alter tritt. Stolz, Ehrgeiz, Hochmut? Das sind keine Fehler, sind nur Vor-



gestalt fünfziger Taten! Vielleicht: Verheißung künftiger Taten! Verheißung, noch nicht Gewähr. Ist Heinz tüchtiger als Otto? Gibt seine Art mehr Sicherheit? Unentscheidbar! Wenn ich alles erwäge, mag die Waage gleich stehen. Noch einmal, bis morgen, will ich's mit mir tragen.

Der Schlaf, den er wie den stillen Diener, der ihn entkleidet, sich nahen fühlt, wird sein Ohr Gottes leisem Befehl öffnen.

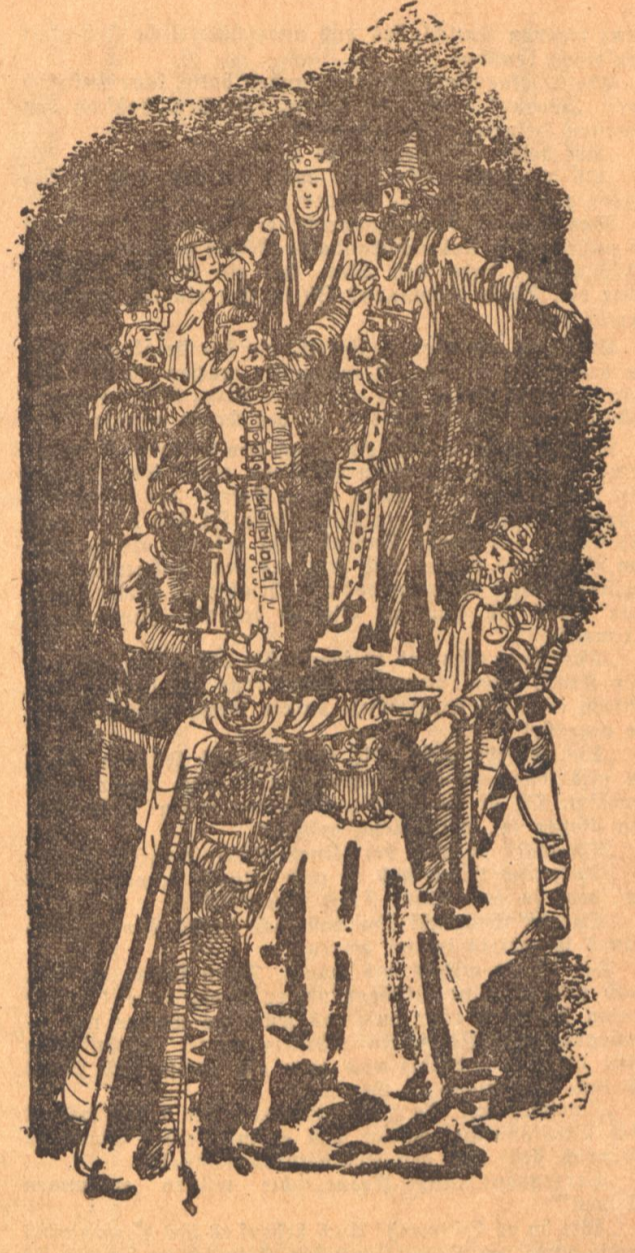
Heinrich schritt mit dem Diener, der dem König der Röhle wegen den Mantel um die Schultern gebunden hatte, in sein Schlafgemach. So gedankumhüllt und in sich versunken, daß er die Kemerate der Königin nicht betrat und nicht wie gewohnt die Kapelle. Nur am Vestibül neben seinem Lager kniete er und flehte Gott um Klarheit an.

Der König hat lange geschlafen. Er hat schwer und tief geträumt. Eine seltsame Königswahl-Verammlung hat seine Seele vom Lager fort in aufregendes Gesehen hineingezogen und sie von allen Seiten bedrängt. Lebende und tote Fürsten stritten laut, lachend oder scheltend, miteinander, als ob der König gar nicht dabei sei, über Wert und Unwert seiner beiden Söhne. Zu den toten Fürsten, unter denen Heinrich weiter hinten seinen Vater erkannte, spürte der Traumbefangene besondere Zuneigung und Verehrung, als wisse er, daß sie tot seien; und wunderte sich doch nicht, sie zu sehen. Er wandte sich mit seinen Worten vornehmlich an sie, während ihm sein Feldbieder, der alte Reiter Bertbold, und die Königin Mathilde, die schon da zugegen gewesen sein mußten, zunächst kaum bemerkt wurden.

Dem König, der für Heinz eintreten wollte oder ihn schon vorausschauen hatte — was von beidem, was ihm nicht klar — schnürte läche Angst der Verantwortung die Kehle an, als er alle toten Fürsten, besonders wieder seinen eigenen jetzt näher herrschenden Vater, leidenschaftlich für Otto als den Tüchtigeren sprechen hörte und unter sich durch Dandauhsprechen abstimmen ließ.

Da bekehrte ihm aroh und die Fürstennarode verbeugend, das harte, fast festschneidende Auge Mathildens, die Bertbold zurückhalten zu wollen schien. Während er ihr leise verwies, daß sie mit dem Diener hier herinein kommen, wachte sie herrlich in sein Ohr: „Hein! Kenne Heinz!“

Der König spürte Abwehr und Widerstand, als ob alle feindlichen Reaktionen, die er in seiner Innenseelie je gegen die Königin aufkommen gefühlt, sich in diesen Augenblick gefammelt hätten. Er rief — aber so, als sei er nur einer der Abstimmen — in den Saal: „Otto soll es sein! Ihn wählt zum Könige!“



Mathilde war fort. Die Fürsten scharten sich mit Geilrufen dicht, ja unheimlich dicht um ihn, daß ihm die Sinne schwanden. Er atmete tief auf, als er gemahnt ward, daß er im Saal lag und keine Sorgen mehr zu tragen hatte. Hinter den Wänden des Saales blieb der Streit zurück und verhallte. Langsam drang ein wenig matte Delle herein. Die Bretter, die er sehr hart an seinen Armen gefühlt hatte, wichen und veränderten sich in die Wärme seines Schlafgemaches, an dessen Pforte gepocht wurde. Er erwachte.

Bertbold trat behutlich ein, wurde aber durch ein Kopfschütteln des Königs zurückgeschreckt und von die Tür wieder hinter sich ins Schloß.

Heinrich spürte noch die laute lebendige Welt des eben verlassenen Traumes um sich und wollte sich das Erlebnis wiederholen, schloß die Augen halb — in der Dunkel, offener Blick läßt die zarten Geplante, die er sich zu halten bemühte, in nichts auf; bedachte nicht, daß das der Blick hinter den Wänden auch tut, wenn er sich nach dem Traum zurückwendet.

Der König wußte nur noch unbestimmt von einer stürmischen Wahlversammlung der Fürsten, aber nicht mehr, für welchen seiner Söhne er eintreten und welches das schließliche Ergebnis der Beratungen, die ihm wie viele Stunden vorkamen, gewesen war. Die Bilder einzelner Unterredungen und Antritte, die er im Augenblick des Erwachens vor sich zu haben glaubte, ainen, sobald er sie in Reihe und Ordnung bringen und festhalten wollte, rief, zurück ins Dunkel, wichen durch die Wände des Saales, den er gedankumhüllt und in sich versunken, als ein Säulenbogen um ein leeres, helles Fenster in ihm blieb.

Nun war er wach und hielt den Fensterborden nicht weitzer Mühe des Nachdenkens wert. Er schloß eine kleine Glocke an, worauf Bertbold eintrat, den König anzuweisen. Heinrich erhob sich schweigend, ließ den Diener geschäftig sein und sann.

Noch immer war Unklarheit in ihm über den so fassen den Entschluß. Der König stand mitten im Gemach, zog gerade die reledernen Handschuhe an, weil er nun verschaffen wollte, im Reiten zu seiner Erlösung von dem inneren Widerstreit zu kommen. Da trat Mathilde zu dieser für sie ungewöhnlich frühen Stunde, die sie sonst im Gebet zubringen pflegte, bei ihrem Gemach ein. Bertbold war abgegangen.

Die Gatten sahen sich rasch ins Auge. Dabei flammte in beiden auf, was nun kommen würde, mußte. Aber so schnell es aufgefunden war, so schnell verzogen es beide und begannen, schwerfällig die eben schon abgetane und erlebte Unterhaltung.

Auch eine kluge Frau läßt sich von überangespanntem Willen zu Unflugheiten verführen. Es hatte den König schon vor Tagen verdrossen, daß Mathilde ihn — wie eine leidige Verführerin seines eigenen hochredenden Gemüths — daran mahnte, die Nachfolge zu ordnen und die Fürsten ankommen zu lassen; als rechte sie in ihren Gedanken und Plänen mit seinem nahen Ende wie er.

Abneigung kam, wie im Traum, in Heinrich hoch, als er in das zusammengefaßte Gesicht seiner einst so geliebten Königin sah, in dem nun nichts Liebendes, Anknüpfendes war, sondern unerschütterliche Stille und ein tief Unter dem begründenden Rücken der Königin lag schon die Miene bereit, die sie bei ernstlichen Unterredungen anzunehmen pflegte: im Auge Erwartung der königlichen Meinung, gegen welche die gewählte Stirn sich schon verstand. Diese harte Stirn sah der König heute als etwas Fremdes, von der geliebten Frau Rosagelbes — wie einen Felsblock im Weg. Sie ist in das Alter getreten, doch es durch des Königs Kopf, von einer Frau, einer Königsfrau, das Gebieten wichtiger wird als die Liebe. Dazu fiel ihm wieder das Wort des Großvaters ein, daß man eine Frau erst kennt, wenn sie Witwe wird. Soß sie sich schon als Witwe an und zeigte ihm ihr neues Antlitz?

„Ich weiß, Heinrich, daß du noch immer mit der Bestimmung deines Willens über die Thronfolge zurückhältst, weil du fürchtest, Otto, den Vetteren, zu kränken, wenn du unseren geliebten Heinz zum König bestimmst.“ So begann sie, obwohl sie sich vorgenommen hatte, abzuwarten, bis ihr Gemach selbst auf die Sache kommen würde. Es war wohl der Rest alten Vertrauens zwischen den Gatten — das zu schwinden begann, seit Mathilde den König als krank ansah und über seinen Zustand zu läutchen suchte — der ihr noch wehrte, klug zu sein.

„Ich habe mich noch nie gefürchtet, jemanden zu kränken, wenn es das Wohl des Reiches gilt!“ erwiderte Heinrich ruhig. „Das gilt auch hier.“ Mathilde wunderte sich über diese zweideutige Antwort. Aber noch war die Furcht nicht in ihr erwacht, daß Krankheit und Gefühl seines Endes dem Könige Kraft



ganz eigenen Entschlusses und unerlöschliche Festigkeit verließen könnten.

„Sie sie eine Erwiderung gefunden hatte, fuhr Heinrich fort: „Worauf stützt du deinen Glauben, daß ich den Fürsten Heinrich nennen werde?“

„Auf deine — unsere Liebe zu ihm.“ „Ob ich Heinz mehr liebe, weiß ich nicht. Ich bin bereit, gegen alle unsere Kinder gerecht zu sein.“

„Was bedeuten diese ausweichenden Sprüche, die er mit so unbewegter, unerschütterlicher Miene vorbringt? fuhr es Mathilde durch den Sinn. Hat ein Gegner Einfluß über den König gewonnen? Ist in ihm ein Gegner nach geworden?“

„Sie sagte mit aller Festigkeit, von der sie glaubte, daß sie den König wie so oft ihr willig machen werde: „Ob wir ihn mehr lieben oder nicht, nur Heinz ist als Königssohn geboren und deshalb allein der Krone würdig.“

Da rief Heinrich, und ein Hauch von Leidenschaft rötete seine graue Wange: „Bin ich Sohn eines Königs? Ich bin nicht einmal der Sohn eines Vaters, der später den Thron bestieg! Ob ich ein Königssohn sei, das haben mich die Voten des Herrn Conrad nicht gefragt, als sie mich am Vogelherd suchten und mir aus dem Dohnentisch die aufplatternden Krametsvögel scheuchten. Mein Vater war nichts als Herzog. Bin ich deshalb unwürdig der Krone?“

„Das mag niemand zu sagen. Du bist König aus deiner Kraft. Aber wenn du die Krone bei deinem Geschlecht erhalten willst, mußt du ein Gesetz aufstellen, wie sie vererbt.“

„Sie vererbt nicht. Die Herzöge und Fürsten geben sie und sollen sie dem geben, dem sie nach seiner Kraft gebührt. Ob er ein Sachse, ein Franke, ein Thüringer, ein Bayer sei, muß gleich gelten!“

„Du willst sie nicht bei deinem Hause erhalten?“ „Doch. Ich traue, daß es noch einen hervorgebracht hat, dem sie nach seiner Kraft gebührt.“

„Das ist Heinrich! Du hast dich seines Stolzes und seines Ehrgeizes immer getreut.“

Der König wiegte das Haupt. Dann sprach er leise, halb vor sich hin: „Unbegünstigter Stolz kann künftige Taten bedeuten oder auch ins Künftige wieder nur — unbegründeten Stolz. Auf Ehrgeiz wartet Enttäuschung nicht weniger geduldig und gern als Ruhm und Macht es tun. Für nichts ist Gewähr.“

„Zweifeltst du? So schaffe Heinrich den besten Helfer! Gib Otto das Herzogtum, daß er mit seiner Macht zu Heinrich treue und den Königsstern schütze!“

„Herzogtum und Krone, die müssen zusammen bleiben!“

„Wie du es bestimmst! Auch bedarf es des Herzogtums gemäß nicht, um Otos Kraft für Heinrich zu sichern. Er liebt seinen Bruder!“

Der König trat schweigend ans Fenster und sah über das morgendliche Land. Da und dort in der Ackerweite pflichtigen Bauern. Pflanzwagen zogen die Landstraße hin. Ein Fährlein ritt. Jäger seligten sich am Waldrand, in dessen Schatten sie wieder verschwanden. Ein Glöcklein läutete ergeben. Aus Hütten stieg Rauch. Aus einer Schmelze zu Füßen des Burgfelsens scholl Hämmer. Es war, als ob das ganze Deutschland vor dem Auge des Königs läge und sich ihm in Erinnerung bringen wollte für seine Entscheidung. Er nicht unmerklich hinaus, als habe er Landes- und Volkes Stimme in diesem gleichmäßigen Schaffen und Tun der Leute da draußen vernommen und wolle das dem Lande bekunden. Er wandte sich zu Mathilde zurück.

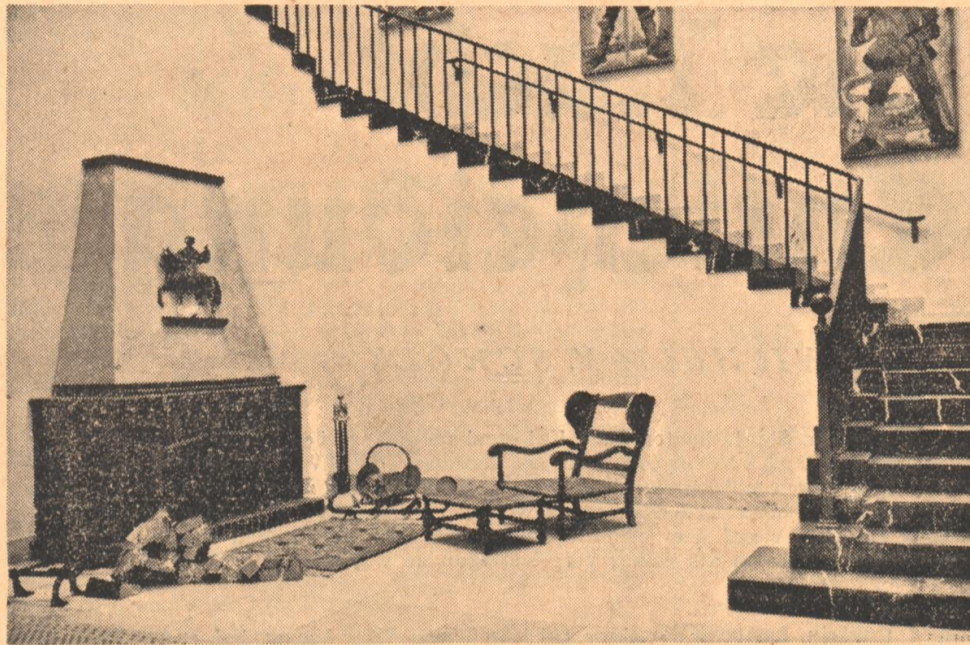
„Ich danke dir für deinen Rat, Mathilde. Du hast mir den genannt, dem auch du am meisten die Kraft zutraust, die Krone zu tragen und festzuhalten.“

Die Königin glaubte schon, ihren Wunsch von Erfüllung gekostet zu sehen und endlich im gegebenen Wort zu ihrem Sohne Heinz mitnehmen zu können, was sie so lange erhofft, erwartet, schließlich vor sich unabänderlich gemacht, das Königtum des zweiten Heinrich —

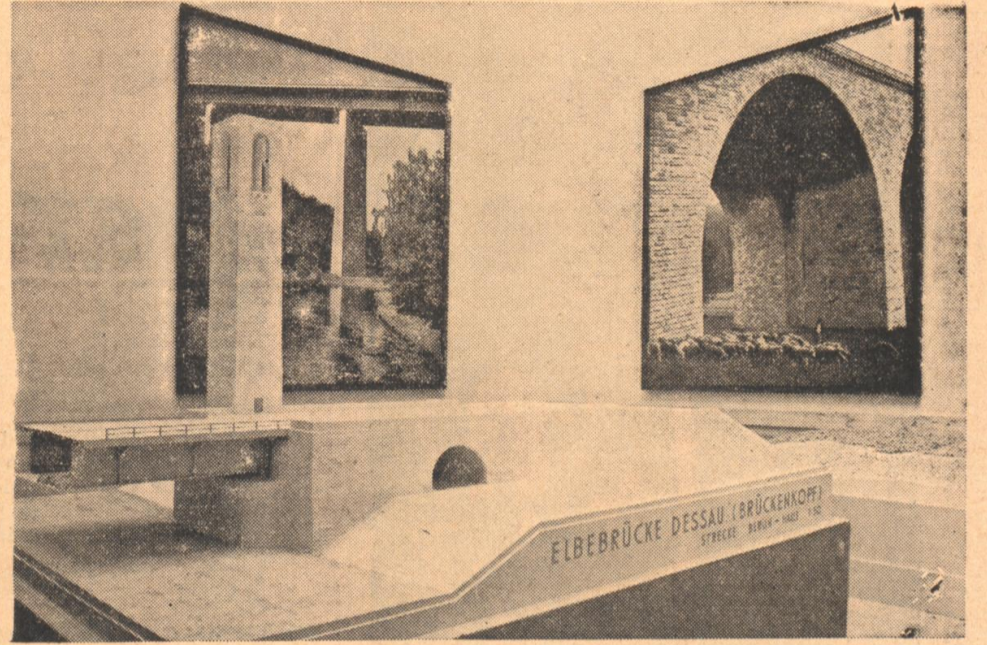
Da fuhr der König fort: „Du hast auch gesagt, daß Otto seinen Bruder liebt, wie wir es tun. Heinz aber liebt den Ackerbau nicht. Das ist mit entscheidend für meinen Entschluß, daß Otto König wird! Otto: So ist mein Wille.“ Und als die erlöschende, gleich ausgebrachte Königin heftig erwidern wollte, sprach es König Heinrich langsam wie einen Eid: „Ich werde für Otto um das Jawort der Fürsten. Das ist unabänderlich!“

Hätte Mathilde auch noch gegen den trotz Verbaltheit und Dämpfung erzenen Klang dieser Stimme anzukämpfen versucht mögen — gegen das Auge Heinrichs, seine Stirn und die Aufrechterkeit seiner Haltung wagte sie kein Wort mehr. Jetzt wußte sie auch plötzlich: so mußte, so würde es sein!

Sie ging raschen Schrittes hinaus, schickte die Dienerinnen fort, schloß sich ein und weinte.



In den Aufgängen Kamineinbauten, an den Wänden Holzplastiken für eine Ordensburg



Elbebrücke Dessau

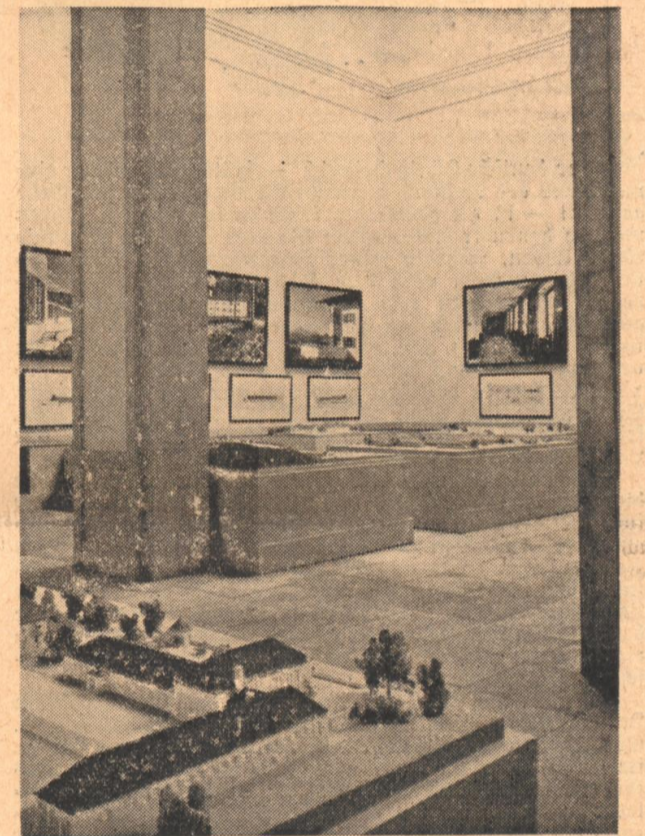
# Baukunst und Kunsthandwerk

„Erste Deutsche Architektur- und Kunsthandwerkausstellung im Haus der Deutschen Kunst zu München“

Ein Überblick über die richtungweisende Schau

Wenn es der Sinn der „Großen Deutschen Kunstausstellung 1937“ im „Haus der Deutschen Kunst“ war, die deutsche Malerei und Plastik von allen krankhaften und gekünstelten Bestandteilen zu reinigen, die sich aus einer überwundenen Zeit in die klare Luft der Gegenwart herüberzutragen verstanden, so will die kommende „Erste Deutsche Architektur- und Kunsthandwerkausstellung im Haus der Deutschen Kunst zu München“ Zeugnis ablegen von dem unabhängigen Baumwillen des Dritten Reiches, wie er in den großzügigen Bauten zum Ausdruck kommt, die seit der Machtübernahme entstanden sind, und wie er sich so vielversprechend entfaltet in den Planungen, die den Ausbau der deutschen Städte zum Ziele haben. Sie will außerdem an einer Musterchau von Spitzenleistungen aus allen Gebieten des kunsthandwerklichen Schaffens zeigen, daß die neu erblühte deutsche Baukunst auch eine Blüte des Handwerks zur Folge hat. Diese Schau im „Haus der Deutschen Kunst“ ist also nicht aufgebaut worden, um auch in den Wintermonaten für das leer stehende Haus einen Verwendungszweck zu haben, sie ist keine Verlegenheitsausstellung, sondern besteht auf dem Gebiete der Architektur und des Kunsthandwerks dieselbe richtungweisende Bedeutung, wie die vorhergegangene Gemälde- und Plastikausstellung. Direktor Kolb gab anlässlich einer Presseführung als Ausstellungsleiter bekannt, daß die Architektur- und Kunsthandwerkausstellung im kommenden Winter eine noch größere Ausgestaltung erfahren wird. Um den Aufbau der Ausstellung, für den nur wenige Wochen zur Verfügung standen, haben sich Frau Professor Troost und Professor Leonhard Gall in der architektonischen und Ministerialrat Pövek in der kunsthandwerklichen Abteilung besonders verdient gemacht.

Der Prinzregentenstraße und der Umgebung des Siegestores mit dem Haus der Deutschen Kunst, sowie der neue Flughafen München-Niem sind die wichtigsten Bauunternehmungen, deren großzügige Planung in zahlreichen Modellen und Photos deutlich wird. In den anstehenden Räumen zeigt die DAF, das Rdt.-Schiff „Wilhelm Gustloff“ als Muster edler deutscher Innenarchitektur. Es folgen die Modelle der H.-Reichsführerschule Tölz und der Reichszugemeinschaft. Die schönsten neuen Jugendherbergen, H.-Heime und die Adolf-Hitler-Schule Potsdam stünden vom Bauwillen der Jugend. An einem riesigen Modell des Reichssportfeldes vorbei gelangt man in die Räume, die die baulichen Aufgaben der Reichsautobahnen vorführen. In maßstäblichen Nachbildungen sind hier das „Tor zum Reich“ an der Landesgrenze bei Salzburg, die wichtigsten Streckenabschnitte, Ueberbrückungen und Straßenmeistereien zur Schau gestellt. Die schönsten Hochbauten mit der 170 Meter hohen Elbebrücke in Hamburg an der Spitze schließen den ersten Teil der Architektur-Ausstellung zusammen mit den Reichsbankneubauten in Berlin und München ab.



Blick durch die Modellsäle. Aufnahmen: Erika Schmauß (2), Presse-Hoffmann (1)

Im Mittelpunkt des Ditraktes sind die gigantischen Architekturen des Reichsparteitageländes in Modellen von bisher nie gezeigter Größe aufgestellt. Die weitläufige Anlage des Rdt.-Seebades Müggen und die Bauten der einzelnen Waffengattungen, Kasernen, Lazarette, Luftbahnen usw. sind in den Seitenräumen des Ditraktes untergebracht. In den reichlichen Räumen des Erdgeschosses sind Modelle von den Bauten der Partei in den Gauhauptstädten und von den Schulungsburgen aufgestellt.

Dem Kunsthandwerk räumte man das Obergeschoss ein. Wie der verantwortliche Leiter dieser Abteilung, Ministerialrat Pövek, in, mittelste, hat man keine besonders für diesen Zweck geschaffenen Ausstellungsgegenstände zur Verfügung gehabt, weil die kurze Vorbereitungszeit keine Sonderanfertigungen zuließ. Aus diesem Grunde steht auch mancher der bestmöglichen Meister des Kunsthandwerks. Der Leistungsbereich des Vorhandenen war jedoch ein so hoher, daß rund die Hälfte aller eingelieferten Arbeiten aufgestellt werden

konnte. Die besten Schöpfungen des Kunsthandwerks aus allen Gegenden Deutschlands geben ein glanzvolles Bild deutscher Lebenskultur im Dritten Reich. Walter Falmon-Gros.

## Die Urheimat des BOCKBIERS

„Ainpeckhisch Bier“ ist gut

Wenn ein Mensch im Leben etwas erreicht, so stellt man Erhebungen über seine Heimat an und bringt die in Beziehungen zu seinem Können. Warum sollte das nicht auch einmal dem Bockbier auf den Grund gegangen werden, den gewiß jeder Biertrinker gern sehen möchte.

Die große Weite gar bald mit dem Nimbus der Anekdote und Sage umwoben werden und letzten Endes die nackte Wahrheit immer mehr zurücktritt, so können wir bei der Erforschung der Urheimat des Bockbieres auf Begebenheiten, die wir nach unseren heutigen Begriffen und Anschauungen in das Märchenreich versetzen müßten, machen uns nicht urkundliche Ueberlieferungen das Vorhandensein eines untrüglichen Fäntchens Wahrheit glaubhaft.

Bierbezug von erheblichem Umfang Verichtet doch die Chronik von einem „Ainpeckhisch Bier“ — Ainpeckhisch Bier, das die bayerischen Herzöge in großen Mengen seit Mitte des 16. Jahrhunderts bis Anfang des 17. Jahrhunderts aus Einbeck direkt oder durch Vermittlung Nürnberger Kaufleute bezogen. Dieser Bierbezug scheint mit der Zeit einen sehr großen Umfang angenommen zu haben, denn bereits im Jahre 1589 stellte die Herzogliche Hofkammer die zu hohen Ausgaben fest und zog die Errichtung eines eigenen Brauwerkes in Erwägung, bei welcher Gelegenheit sie gleichzeitig Vorschläge für die Ausführung des Gebäu-

des, des später nach dem „Platz“ verlegten Hofbrauhauses machte.

Ebenfalls urkundlich nachweisbar verfuhrte man im Laufe der Zeit in München das Einbecker Bier nachzubrauen, was aber nicht eher gelang, bis für München ein geschickter Einbecker Braumeister verschrieben wurde, der im Jahre 1614 mit den Vorarbeiten be-



gann und nach langen Experimenten das erste vollwertige, nach „Ainpeckhischer Art“ gebraute Bier, den Ursprung des heutigen Bockbieres, zum Ausschank brachte.

Nicht vom Ziegenbock

Die Bezeichnung „Bockbier“ hat in Wirklichkeit mit dem Ziegenbock nichts zu tun, wenn dieser auch, wie wir später bei der Behandlung der Sage sehen, angeblich dem Bockbier den Namen gegeben haben soll. „Bockbier“ oder „Bod“ weist vielmehr auf den Namen der Stadt Einbeck hin, was aus der Schreibweise Ainpöck, Ainpeck, Einböck usw. deutlich ersichtlich ist.

So weit die historisch zu belegenden Wirklichkeit, an deren Grundgedanken die alles umschreibende und idealisierende Sage festhält, um fernerhin ihre eigenen Wege zu gehen:

Ein russischer Großfürst sollte sich mit einer bayerischen Prinzessin vermählen; aber als die Braut in Rußland ankam, hatte es sich der Bräutigam anders überlegt und schickte sie wieder heim. Auf der Rückreise erkrankte die Prinzessin bedenklich und rang in der Stadt Einbeck lange Zeit mit dem Tode, bis sie durch eine treffliche Medizinerin, nämlich das Einbecker Bier, das Bockbier, wieder gesunden. In München angekommen, konnte sie von dem Lebensstrahl nicht mehr lassen, und da dem beforzten Vater der Bierbezug aus Einbeck zu umständlich erschien, ließ er einen Einbecker Braumeister kommen, der nunmehr Bier nach Einbecker Art braute.

Nach einer anderen Version war eine bayerische Herzogin in guter Hoffnung und hatte in diesem Zustande ein heimliches Verlangen nach „Bier von Einböck“.

Endlich öffnete sie die Lippen: „Bier“ — seufzte sie mit Purrpurglut, „Bier von Einböck möcht ich nippen, Es ist gar so süß und gut.“



Der ob des zu erwartenden Thronfolgers überglückliche Herzog erfüllte den Wunsch seiner Gattin:

Darum muß ein wahrer Bräu Von dort her nach München eilen, Und im fürstlichen Gebäu Brauet Bier er ohne Weilen.

Die hocherfreute Herzogin sprach dem kräftigen Trunk wader zu, und gar bald kam der langersehnte Thronerbe an. Am Tage der Geburt schlief sich ein Knappe in den Bierkeller und trank sich wegen des freudigen Ereignisses einen Mordstrauß an. In diesem Zustande fiel er später auf dem Hofe anlässlich des Herzogs lang hin:

„Ein böd — ein böd hat's getan.“ „Frage der Herzog unfern Mann. Und der Knappe stammelt wieder: „Ein — böd — ein — böd hat's getan.“

Es war nämlich gerade ein Böcklein vorbeigezogen und mehrere an den Stufen des Kellers, worauf der wohlgelante Herzog

die Worte ausrief: „Ha, der Bod dort stieß ihn nieder!“

Im Volksmunde heißt es heute noch so, wenn einer gar zu viel getrunken hat, sich in Kurven einberbewegt — dann legt den Endes wie ein Sad umfä...

Bockbierfeste

Das die Jahreszahl 1614 tragende Wappen im alten Münchener Bockkeller zeigt ein Faß, ein Böcklein und den trunkenen Knappen.

Nord- und süddeutsche Brauwesen schufen also vor Jahrhunderten in enger Wechselwirkung das heute jedes Jahr in gewissen Monaten in allen deutschen Gauen zum Anstich kommende so beliebte Bockbier, das früher mehr denn jetzt durch wohlgelungenen Bockbierfeste gefeiert wurde.

Bei der Forschung nach der Herkunft des Namens Bockbier sieht man so recht: Wirklichkeit und Sage gaben auch hier im trauten Verein eine Aufklärung, die jedem Verechter des schönen Leitspruches „Hopfen und Malz, Gott erhalt's“ eine wertvolle Bereicherung seines Wissens ermöglicht.

Emil Reemann.



Zeichnungen: Plutta (3)



# ROSA MUSSOLINI

Die Mutter des Duce - Ein Lebensbild von Otto Karstädt

Ob Rosa nicht eine Stelle in Forst annehmen wollte, sie könne von da aus noch in einer Nachbarnuniversität studieren. Eine Schmeichelei dort auch leicht zu packen, und die Eltern kehren wieder in die Nähe der alten Wirkungsstätte zurück.

Die Bedenkenzeit war kurz, Rosa mußte da bleiben, wo ihr Gatte wirkte, wo er verwurzelt war; die Eltern könnten dem Alter des Vaters nicht noch einmal umziehen. So wollte der Schicksal ihr ein Stipendium verschaffen und sie beim staatlichen Unterrichtsministerium dafür vorschlagen.

Die Freude über den Erfolg war in Dovia noch größer als bei Rosa. Der Präses hatte im Drie davon gesprochen, wie hoch er diese Lehrerin einschätzte. Er hatte den Bürgermeister beglückwünscht, daß sie jede Beförderung ablehne und daß der kleine Ort eine so befähigte Lehrerin behalten dürfe. Das würde kaum eine zweite tun. Im allgemeinen bitten die Damen, und man könne es ihnen nicht verdenken, um bessere Stellen; hier bittet eine auf der ärmlichen Dorfstelle sitzen bleiben zu dürfen!

Schmalhans war Küchenmeister geworden im Hause Mussolini.

„Wenn der Vater seinen Besuch mitbrachte“, erzählt der große Sohn später in seiner „Ricordi“, aßen wir nur Suppe, Salat und Brot, abends gewöhnlich wilde Würstchen, die die Großmutter tagsüber kochte und die gewöhnlich mit einem Tropfen Öl zusammengekocht, ganz köstlich schmeckten, uns aber meistens mit Appetit auf mehr Essen gar zu schnell vor Augen verschwanden.“

Seit der Vater unter Polizeiaufsicht stand und nicht mehr öffentlich reden durfte, hatte er einen Gasthof im Hause eingerichtet, darin er nun weiter apothek war. Rosa fing darunter schwer und schwerer an zu leiden. Mühte sie doch dies Zusammen mit den politischen Freunden auch als einen Raub an den Kindern ansehen. Da der Schied aber daran hing, seine Freunde bei sich zu sehen, sah sie lange Abende, die sie zur Erholung und zum Schlaf gebraucht hätte, kumm in der Ecke der Gaststube und hörte den Meinungsstreit mit innerer Qual geduldig an. Sie suchte dabei zu reiten, was zu retten war: daß nicht gar zuviel umsonst dabei getrunken wurde und daß schließlich auch einmal des langen Lebens und Hoffens in Worten ein Ende würde. Die Sarfatti, Mussolinis Mitarbeiterin in der Schriftleitungsstube des „Avanti“ und später des „Popolo d'Italia“, sagt in ihrer glänzenden Lebensbeschreibung des Duce, „Dux“, bei dieser Gelegenheit von Mussolinis Mutter:

„Gehörten, die ihrer Umgebung so überlegen sind, wie es Signora Rosa war, bereitet alles Schmerz. Da sie nur noch ein Bündel gequälter Nerven sind, so schlägt all das, wovon sich andere durch ein Gelächter oder einen Witz befreien, ihnen Wunden ins Herz, und der Panzer einer scheinbaren Ruhe vermag sie dagegen nicht zu schützen — sondern nur vor fremdem Mitleid. Und doch ziehen solche Menschen es vor, diesen Panzer zu tragen, selbst um den Preis, das Glück entbehren zu müssen, als Wesen ohne die Hemmungen feilschen sich überwinden müssen frei und natürlich leben zu können.“

Vielleicht hat die Sarfatti zu schwarz gesehen oder doch eines außer acht gelassen: Rosa liebte ihren Gatten über alles. Sie fühlte sich ihm nicht überlegen, sondern empfand ihn als ihr ebenbürtig. Im stillen bewunderte sie seine nimmererbundene Opferbereitschaft für andere: erst die Freunde in Florenz, dann die Familie und zuletzt er selber — das war eine Reihfolge, zu der sich nur Grobe aufschwingen, Ueberlegene. Dieser Ueberlegenheit fügte sie sich dienend ein, auch wenn sie sich gegen zu große Freigebigkeit igend vor die Kinder stellte.

Die Darsteller des Lebens Mussolinis auf seiner Umgebung, Welttrameil, ein alter In-



Edda Mussolini, des Duce ältere Tochter, nach der Trauung mit dem Grafen Ciano. Auch diese Enkelin ist ihrer Großmutter Rosa Mussolini und dem Duce „wie aus dem Gesicht geschnitten“ (Sammlung Dr. Karstädt)

„Du flehst, wie ich mich in Arbeit verzehre“, klagt Rosa, und du kommst kaum noch in die Schmelde! Wir haben kaum noch das Notwendigste, und der erste beste, der hergelaufen kommt, muß bei uns zu Tische sitzen! Was du verdienst, geht in andere Familien — und wir bekommen es nie wieder zu sehen!“

Er blieb stumm; er wußte, es war so.

Der Winter mit seiner Arbeitslosigkeit brachte immer mehr Bitten um Hilfe, und man kam immer nur zu dem, von dem man wußte, daß er nicht anders könne, als helfen.

Der Besitzer bogte dem Halb- oder Drittelspäcker weiter, weil Sandro gelagert hatte: wenn er nicht kann, werde ich es zurückgeben. „Geht dem armen Teufel noch einmal einen Scheffel Weizen“, hatte Sandro zu einem andern Padrone gelagt: „er hat drei Kinder, die kann man doch nicht verhungern lassen!“ Und wenn er den Scheffel nicht wieder aufbringen könnte? Er würde es schon können! Wollen wird er's, sagte der Padrone, aber ob er's kann? Dann käme Alessandro schon dafür auf; jedenfalls hülfte alles nichts, der Scheffel Weizen müsse gegen den Hunger sofort gegeben werden; verhandeln gäbe es da nicht lange!

Für wie viele hatte er nun gut gelagt in diesem harten Winter? Dann bezahle ich, dann gebe ich den Reis zurück, dann komme ich dafür auf, dann leiste ich Ihnen so viel Schmeldearbeit unentgeltlich, bis das Darlehn bezahlt ist — aber er wird es nächsten Sommer schon selber können!

So hing Alessandro Wort über allen Ären der Arbeitslosen, die Kinder aßen sein Brot und lebten von seinem guten Wort.

So kam der Tag, an dem Alessandro auch nicht mehr konnte, es mußte Rosa ein Geländnis abgelegt werden.

„Ich kann den Kindern nicht mehr Schube kaufen, zu Strümpfen reicht es schon gar nicht, und du hast diese Bürgschaft mit Frist übernommen!“

„Ich weiß, es ist so!“ sagt Alessandro kleinlaut, „es soll das letzte mal sein!“

Und nun sagt Bonavita wörtlich: So, nachdem sie, zwischen Born und Liebe, einen Blick voll Güte und Freundschaft auf ihren Sandro geworfen hat, spricht sie: „Diesmal habe ich auch nichts mehr. Es bleibt nur übrig, einen Wechsel zu ziehen. Aber es sei der erste und letzte!“

Es gelang ihr, bei der Bank den Wechsel diskontieren zu lassen, man richtete ihr ein Katen-Abzählkonto ein, und schließlich wurde auch diese Schuld ärmerer Arbeitsloser beglichen.

Hier fügte Bonavita einen lehrreichen Schluß hinzu, der seelenfündlich alles klärt: Die Aelteren in Dovia erinnern sich noch und sprechen auch oft von dem großen Willenseinfluß, den Alessandro auf Rosa ausübte. Sie sah in ihm den stillen und begabtesten Menschen, dem sie im Leben begegnet war. Und die alten Einwohner fassen ihren Eindruck in ein Wort zusammen, das alles sagt: „La jera cota de lu om.“ Das ist echt romagnolisch, auf Italienisch: „Inamorfatissima del suo uomo“ — grenzenlos verliebt in ihren eigenen Mann! — „Das sage ich nicht“, fährt Bonavita fort, „zum Lobe

der vorbildlichen Gattin und Mutter, sondern einfach der Wahrhaftigkeit dieser Lebensbeschreibung (des Vaters!) wegen: denn Alessandro war im Charakter, im Gemüt, er liebt, der Art sich zu geben, ja in seinen Umgangsformen fast ästhetisch, und in seiner Unterhaltung lag immer ein Etwas, was ihm die Zuneigung der Geister erwarb.“

Wir gehen aber auch noch einen Schritt über diese Darstellung hinaus: es war mehr als Verliebtheit und Gattenanhänglichkeit, es war Lebensstreue gegen den Weg- und Kampfgegnen, naturhafte und unwillige Verbundenheit mit dem Manne, den das Schicksal ihr als seiner Gefährtin und Helferin vor die Füße gelegt hatte, und war ein Glaube an den Mann und seine Söhne namentlich an Benito, dessen Größe sie ahnte.

Ein zweites Wort läuft über Rosa Maltoni nicht nur in der Romagna, sondern heute in ganz Italien um: L'è una dona a l'antica (una donna all'antica)! Sie ist eine Frau von antiker Größe.

War ein Tag um wie der, an dem sie den ersten Wechsel unterschreiben mußte und dann noch dem abends in der Gaststube saß, um nach dem Rechten zu sehen, so floh der Schlaf ihr Lager.

„Arme Mutter!“ ruft ihr großer Sohn in seinen „Ricordi“ schmerz erfüllt aus, „was hätte ich alles in der Familie zu tun! Oft konnte sie nicht einschlafen — ich hörte sie dann aufstehen, und hin und her gehen, um Frieden für die armen geplagten Nerven zu finden, wohl zehn, zwanzigmal die Nacht. Und morgen hieß es dann noch: Schule halten!“

Kein Kind hatte je zu entgelten gehabt, daß Rosa keine Nachtruhe gefunden hatte; nie hat sie einer Laune vor den Kindern nachgegeben, nie ein böses Wort gesagt. So beherrschte die arme, schwer nervös gewordene Frau auch die kränker und schwächer werdenden Nerven. Eine Römerin!

Die Dovaner erzählen zwei Lehren, die sie ihnen in der Schule ans Hera legte: „Wohltaten vergilt doppelt!“ Und: „Erst gib und handle — und dann verpöcht!“

Einmal hatte Benito von einem größeren Jungen gehörig was einhaken müssen. Er hat sich seine Spielfarke rauben und damit sogar schlagen lassen. Vor Scham kann er die Tränen nicht ganz unterdrücken. Vater Alessandro merkte es, fragt und schon hat er ihm selber noch eine heruntergehauen: „Nenne nicht wie ein Mädchen, sondern hau wieder wie ein Mann!“ Benito fragt die Mutter: „Was soll ich tun, wenn mich ein Junge schlägt!“

„Nichts, wenn er kleiner und jünger ist als du!“

„Aber wenn er größer und älter ist?“

„Dann schläg ihn nieder!“

So antwortete die Mutter!

Benito hat den Rat befolgt.

„Noch heute tragen Kameraden die Narben von meinen Schlägen oder Steinwürfen“, erzählt Mussolini als Bierzeiger, „ich war ein wilder Junge!“

Es waren aber alles Jungen, damals größer und älter als er.

„Hier wird getauft und anderswo begrabt.“

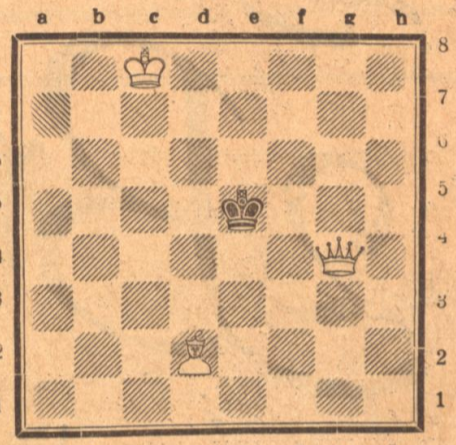
(Fortsetzung folgt.)

## Schach

Leitung: Badischer Schachverband, Theo Weidinger, Durlach, Scheffelstraße 7.  
Folge 4 23. Januar 1938

Zwei Miniaturen von Prof. Köbele, Karlsruhe.

Urdruck  
Aufgabe Nr. 4



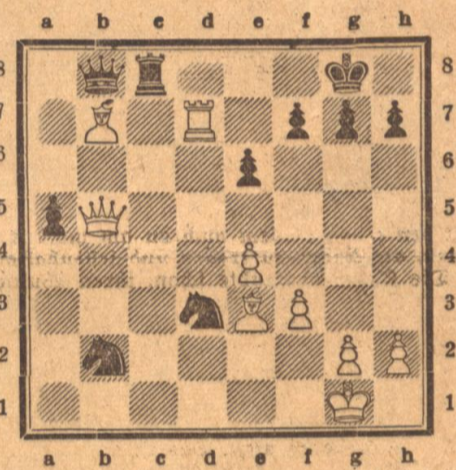
Weiß: Kc8, Dg4, Qd2.  
Schwarz: Kc5.  
Matt in 3 Zügen.

Aufgabe Nr. 5

Weiß: Kf6, Ta3, Lc6, g3, Sc8.  
Schwarz: Kd4.  
Matt in 3 Zügen.

### Schachblindheit und Glück!

Im Turnier in Hastings kam es zwischen dem 1. Sieger und dem Tabellenletzten nach dem 30. Zuge von Weiß (Fairbairn) zu folgender Stellung:

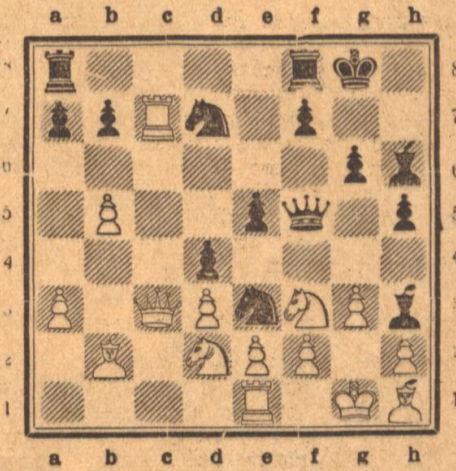


Weiß hatte zuletzt Lc6 — 57? gezogen und gab dadurch dem Gegner Gelegenheit, ein bekanntes Matt in 7 Zügen zu erzwängen: 30. ... Tc1+! 31. Lc1 Da7+ 32. Dd6 D:56+ 33. Td4 D:d4+ 34. Khl Sg2+ 35. Kgl Sg3+ — nebit 36. ... D matt.

Aber beide Spieler waren in großer Zeitnot und überließen die Mattführung Schwarz (Reisehoff) zog 30. ... 57—h6?? Es folgte 31. Dd5—h5?? Tc8—f8?? 32. Dd5:a5 Sd2—c4 33. Da5—a7 Sc4:e8 34. Da7:e8? Der Gegner verliert sofort die Partie, während 34. D:h8 T:h8 35. T:h8 S:g2! 36. K:g2 T:h7 noch Remismöglichkeiten geboten hätte. 34. ... Sd3—e5! Weiß gibt auf, weil nach 35. Tc7 Dd8 der Turm verloren geht. Dadurch gewann Reisehoff aus dieser Partie einen ganzen Punkt und konnte mit einem halben Punkt Vorsprung vor Alexander und Keres erster Sieger werden.

### Ein glänzendes Damenopfer

In dem Stichtampf um die Meisterschaft von Belgien kam es zwischen D'Kelly de Galway (Weiß) und M. Devos (Schwarz) nach dem 20. Zuge von Schwarz zu folgender Stellung:



Weiß zog 21. Sf3:d4? und glaubte zu gewinnen, da er nach 21. ... e:d4 22. D:d4 den Sc8 angriff und zugleich auf h8 Matt drohte. Aber Devos übertraf ihn mit einem glänzenden Damenopfer und kündigte ein Matt in 7 Zügen an: 21. ... Df5:f2+! 22. Kgl:f2 Sc8—g4+ 23. Kf2—f3 e5—c4+! 24. Kf3:e4 Sd7—f6+ 25. Ke4—f3 Sg4—e5+ 26. Kf3—f2 Sg6—g4+ 27. Kf2—g1 Lg6—e8 matt!

## Köpfchen! Köpfchen!

### Silberrätsel

a — a — an — an — ban — be — bo — bre — her — kri — de — dem — di — di — bin — don — e — e — ein — en — en — en — fal — ga — gie — ham — iys — kel — kra — le — leit — li — lom — med — mo — na — na — nach — nach — nas — nas — ner — nich — nie — o — re — ro — ri — run — sau — schat — skan — sproi — sti — te — ten — ter — tri — umph — vi — vi — wisch — zi

Aus diesen 63 Silben sind 22 Wörter von folgender Bedeutung zu bilden:

1. Farbe, 2. Grafschaft und Stadt in England, 3. weiß, Gehalt aus Schillers „Don Carlos“, 4. europäische Hauptstadt, 5. Pflanze und alkoholisches Getränk, 6. kleiner Fisch, 7. Stelzvogel, 8. erotische Frucht, 9. Gemächsfamilie, 10. innerer Körperteil, 11. köstliches Schmuckstück, 12. bekannte Sportregion in der Schweiz, 13. Viehfutter, 14. Religionsstifter, 15. Verbrecher, 16. Stadt in Mitteldeutschland, 17. nordeuropäische Halbinsel, 18. männlicher Vorname, 19. Charaktereigenschaft, 20. Schmetterlingsgattung, 21. fleghafte Ueberlegenheit, 22. Steuerfreiheit.

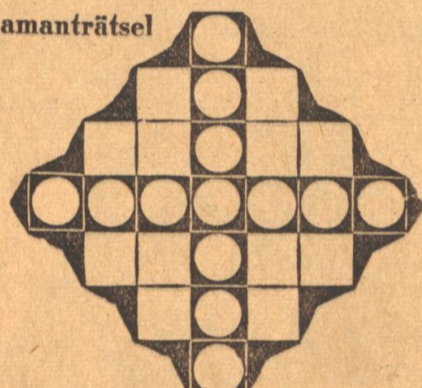
Die Anfangs- und Endbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben im Zusammenhang gelesen einen Sinnpruch (ich gilt als nur 1 Buchstabe).

### Füllrätsel

— nre, u — wald, B —, — te.

Statt der Striche sind jedesmal zwei passende Buchstaben zu setzen, so daß bekannte Hauptwörter entstehen. Die eingefügten Buchstaben müssen im Zusammenhang ein europäisches Land bezeichnen.

### Diamanträtsel



In die Felder obiger Figur sind die Buchstaben A, B, C, D, E, F, G, H, I, K, L, M, N, O, P, Q, R, S, T, U, V, W, X, Y, Z bezart einzutragen, daß die mittlere waagerechte Reihe gleichlautend mit der senkrechten ist und die Buchstaben waagerecht gelesen Folgendes bedeuten: 1. Konsonant; 2. Gemäßer; 3. männlicher Vorname; 4. Weltstadt; 5. Charaktereigenschaft; 6. Körperteil; 7. Konsonant.

### Wer hat richtig erraten?

Silberrätsel: 1. Weibchen, 2. Apotheke, 3. Schiffschub, 4. Domäne, 5. Erinnerung, 6. Infanterist, 7. Ransen, 8. Annemarie, 9. Unteroffizier, 10. Gattler, 11. Armband, 12. Pfandhaus, 13. Klasse, 14. Reibhaus, 15. Zambirich, 16. General, 17. Nummern, 18. Ration, 19. Schloß, 20. Irene, 21. Gend, 22. Hafen, 23. Taragona, 24. Windhund, 25. Indianer. — Was dein Aug' an andern sieht, wird andern nicht an dir entgehen. Rechenaufgabe: 256 2764 3216. Urprünglich hatte der Bauer also 176 Schafe und 256 Gänse. Letztere ergaben 8 Gruppen von je 32 Gänzen, und da er für jede Gruppe 3 Schafe erhielt, bekommt er für alle 8 Gruppen also 24 Schafe. Rätselrätsel: Geduld ist eine gute Arznei.



# 2 Stocke und 2 Bretter

Landschaftliches und Lustiges  
von einer Skifahrt mit „Kraft durch Freude“ im Schwarzwald



Aufnahmen:  
Blüner  
Pressebildzentrale  
DAF-Kilian (2)  
Wiesebach



An Hand eines  
übersichtlichen  
Plans erklärt der  
Führer den  
morgigen  
Marschweg

Eine „Skikanone“ hat das Kommando übernommen und gibt Unterricht in Telemark- und Abfahrtsstellung. Dazwischen gibt es auch mal ein fröhliches „Waschen“ mit frischem, blitzsauberm Schnee

nachschauen. In aller Schrecken hatte die Greta ihre alte Maulflöte nicht vergessen. — Man kennt die Namen der einzelnen auch deren Angewohnheiten eben vom Skilaufen. — Die Maulflöte der Greta ist insofern überall bekannt, als die hohen Töne in einem fürchterlichen Begrillen enden. Mit einer gewissen Freude spielt sie immer auf dem letzten Viertel und hat einen Spaß daran, wenn alles im Chorus „aufhören“ brüllt und sich dabei die Ohren zuhebt.

So also hat unsere Fahrt begonnen, an einem Sonntagmorgen um 7 Uhr. In Freiburg bei der ersten Fahrtpause geschah folgendes: „Zimmer-Kavalier“, sagte der etwas didgeratene Hans und half den Mädels aus dem Bus, bis ihm das Wasser der berühmten Freiburger Brunnlein in die Stiefel drang.

Menzenschwand und Bernau waren unsere Unterkunftsorte für acht Tage. Die einen wohnten im „Hirschen“ und die anderen im „Aöler“. Beides sind alte Gasthäuser mit weit überhängendem Dach, so richtige Schwarzwaldhäuser. Wie ein liebes schönes Märchenbild aus der Kinderzeit schauten sie aus unter der dicken weißen Schneedecke. Wenn wir in der Dämmerung aufstanden, trugen die pudrigen kleinen Fenstercheiben wunderliche Eisskulpturen. In den stillen kleinen Gassen brannten meist noch die Lampen. Langsam, wie wenn es heimlich geschehen sollte, kam die Sonne strahlend hell über die weißen Berge und ließ die Rauchfahnen, die sich

träge einen Weg aus dem Tal suchten, gelbweiß im Zwielicht aufleuchten.

Drei Tage lang hat der Reiseleiter, der zugleich auch Skilehrer war, sich mit den Haken an den verschiedenen Hängen ausgetobt. Hatte ihnen Stemmbojen und Schneepflug gezeigt. Redlich hatte er sich im Schweiß seines Angesichtes abgemüht, ihnen auch sonstige nützliche Dinge beim Skilaufen zu zeigen. Als am dritten Tage aber einer auf ebenem Boden sein Gesicht in den Schnee steckte, fluchte er leise etwas zwischen den Zähnen, das verdammt ähnlich sich anhörte wie Stemmloch.

Einmal trafen wir die Anfänger auf dem Herzogenhorn. Gemeinsam sollte die Heimfahrt angetreten werden. Ein rauher kalter Wind legte über die Hänge und ließ die Spuren vereisen. „Kanonnen voraus“. Die Bretter rutschten, schlitterten den Gang hinunter. Schnaufend halten wir auf dem Weg und warten auf die Säuglinge. Der Skilehrer fährt vor, langsam folgen die andern. Und doch war die letzte die erste. Mit viel Schneid verfuhr sie im Schuß durchzufahren, verlor die Fährung und hörbar haun sie's in den Harth. Die lange Strede rutschte sie auf der Dose, die dann im reinsten Weiß erstrahlte. Seither war sie unter „Sonnenschein“.

Es war eine natürliche Vereinbarung, daß wir uns gegenseitig über den Abend in Bernau oder Menzenschwand besuchten. Einmal trafen wir uns in der Mitte. Da wollten zwei einen Verein gründen. Unter der Parole: Liebe ist die beste Dampfbeheizung, sollte die Grün-

derung erfolgen. Freiwillig wollten wir heißen, die von Bernau und Menzenschwand. Ein Mißverständnis nur, daß die einen die andern beim Zusammentreffen des Vereines beschuldigten. Diesem Umstand ist es zuzuschreiben, daß sich zur nächstlichen Stunde ein schrecklicher Kampf entspann. Der Mond verhielte sich sogar hinter Wolken.

Ein wunderbarer Tag. Ueber Nacht hat es geschneit. Rotgoldnen leuchtet die Winter Sonne am blaueisernen Himmel. Dieser Tag wird uns den Abschied besonders schwer machen, von diesem Fleckchen Erde. Ueber all den zerfahrenen Hängen liegt eine neue reine weiße Decke. Durch den stillen Tannenwald funkelt die Sonne in tausend Farben. Schwer beugen sich die Äste, frachen leise unter der Last. Silberglänzt es überall, blendet die Augen, die sich nicht satttrinken können an so viel Schönheit. Unsere Heimat — unser Schwarzwald! Wie wenige wissen nur davon.

Jeder ist in sich gefehrt bei unserem letzten Aufstiege zum Feldberg. Der Atem bleibt für Sekunden in der harten Luft hängen. Ein Sturzbad ist völlig unter Schnee und Eis vergraben. Wir hören nur sein Gurgeln und Sprudeln. Niemand ist vor uns diesen Weg gegangen. Wir bahnen die Spur. Der Pulver staubt auf den kleinen Falsfahrten. Die Sonne meint es wirklich gut. Unsere Gefichter sind braun geworden in den wenigen Tagen. Vom Feldbergsturm aus schauen wir über die Bergketten hinweg ins weite Land. Auf Wiedersehen im nächsten Adz-Urlaub.  
Herbert Dörr.

Mit dem rechten Skivolk hat es der Petrus immer gut gemeint. Das war schon immer so und wird wohl so bleiben. Diesmal sorgte er dafür, daß die Mädels an Zahl überwogen und ließ auch bei der Abfahrt recht tüchtig schneien, daß es nur so eine Art hatte. Der Frieder der nie weiß, wohin mit seinen langen Beinen und deshalb nur ungern mit dem Bus fährt, hatte schon während der Fahrt durch die Stadt seine Dueschkommode antoben lassen, daß die wenigen Leute sogar auf der Straße stehen blieben und uns verdutzt



Herrlich schmeckt das Mittagessen, wenn man sich den ganzen Morgen im Schnee getummelt hat



Und am Abend nach anstrengender Bergfahrt eine kleine Schachpartie im traulichen Winkel der Skihütte